Gelesenste Deutsche Zeitung des Westens.

Abendpost

Beste Deutsche Zeitung für Anzeigen.

1 Cent. | Chicago, Montag, den 24. Dezember 1900. — 5 Uhr-Ausgabe. | 12. Jahrgang. — No. 304

Wegen des Weihnachtsfestes wird die „Abendpost" morgen nicht erscheinen.

Telegraphische Depeschen.

(Geliefert von der „Associated Preß".)

Ausland.

Die vordringenden Boeren.

Sie besetzen noch mehr Plätze in der Kapkolonie. — Und zerstören Bahnverbindungen.— Kitcheners Depeschen erwecken in London kein Vertrauen.—Weiteres über den angeblichen boerenfeindlichen Korruptions-Fonds in Deutschland.

London, 24. Dez. Immer mehr erregen Lord Kitchener's zuversichtlich gehaltene, übrigens sehr dürftige, Depeschen vom Kriegsschauplatz Mißtrauen. Die nicht-offiziellen Telegramme aus Kapstadt lassen, obwohl auch sie von britischer Seite kommen, die Lage ganz anders erscheinen. Obgleich man die Angabe der Transvaal-Agentur in Brüssel, daß sich die Zahl der Boeren, welche in die Kapkolonie eingedrungen sind, bereits auf 6000 belaufe, nicht glauben will, liegt es doch auf der Hand, daß die Invasion ein ernstliches, wohlgeplantes Unternehmen war. Im Zusammenhang damit schickt ein Korrespondent einen überaus interessanten Brief, der vom 1. Dezember aus Bethulie datirt ist, worin General De Wet und seine Thätigkeit geschildert wird. „De Wet", sagt der Korrespondent, „ist niemals ernst genug genommen worden. Es nützt wenig, ihn zu verfolgen, da er eine Kampfesweise eingeschlagen hat, wobei er sich einer Nachhut-Aktion bedient, die es ihm ermöglicht, 20 Meilen zu gewinnen, während er von hinten angegriffen wird. Er ist ein geborenes militärisches Genie, dessen wunderbare Kraft diesen phänomenalen Widerstand aufrecht erhalten hat. Wenn er einmal Mißerfolg hätte, so könnte die ganze Geschichte in Zeit von vierzehn Tagen vernichtet werden. Er hat jedes einzelne Kommando unter seiner Aufsicht. Alle seine Patrouillen und Kolonnen machen ihre Märsche und Gegenmärsche auf seinen Befehl. Die Truppen unter seinem Kommando sind durch seine Willenskraft zu einer regelrecht organisirten Armee geschaffen worden, die sich auf sein Wort in Bewegung setzt."

Lord Kitchener behauptet in einer, vom Samstag datirten Depesche, daß die Boeren-Bewegung in die Kapkolonie, wie er „glaube", zum Einhalt gebracht worden sei, da mehrere britische Truppen jetzt daran seien, zwei eingedrungene Boerenkommandos zu umstellen. Auch sagt er, die Boeren hätten, so weit seine Information gehe, keinen großen Beistand von Holländern in der Kapkolonie erhalten. Die Störung des Telegraphen- und Eisenbahn-Verkehrs führt er auf das sehr schlechte Wetter zurück. Ferner berichtet er, daß General French und General Clements eine Boeren-Streitmacht unter Beyers südlich von Magaliesberg angegriffen hätten, und letztere nach Potchefstrom hin durchgebrochen sei, und General Gordon ihr jetzt folge. Das Ergebniß eines Gefechtes, welches Freitag Abend südlich von Oliphants Nek stattfand, konnte Kitchener noch nicht mittheilen.

In einer späteren Depesche meldet Kitchener:

„Die westliche Kolonne der Boeren besetzte Britstown und zerstörte die Eisenbahn-Verbindung südlich von De Aar Junction. Wir folgen jetzt dem Feind. General French ist seit zwei Tagen in Fühlung mit den Boeren-Kommandos von Beyers und Delarey südlich vom Magaliesberg; er verfolgt dieselben. Der Feind hat beträchtliche Verluste gehabt, und Kommandant Kreuz und Andere sind gefangen genommen worden. General Colville verwickelte zwei verschiedene Boeren-Kommandos am 21. Dezember bei Blakfontain in ein Gefecht mit geringen Verlusten. Der Feind zog sich zurück."

Aus diesen Depeschen Kitchener's, die alle „über Einen Leisten geschlagen sind" schöpft man hier nur sehr wenig Trost. Das Einzige, was daran befriedigt, ist die Angabe, daß die eingedrungenen Boeren in der Kapkolonie keine große Unterstützung finden; auch sie will indeß zu anderweitigen Meldungen nicht passen.

Es hat sich herausgestellt, daß die Boeren ungefähr 12 Meilen südlich von De Aar eine 90 Fuß lange Eisenbahnbrücke zerstört haben, und daß seit drei Tagen keine Postsachen aus der Kapkolonie in Bloemfontain eingetroffen sind.

Weitere Besorgniß ist in Kapstadt durch die Entdeckung verursacht worden, daß während der letzten zwei Monate öffentliche Körperschaften in entlegenen Plätzen Dynamitvorräthe requirirt haben. Die Kolonialregierung bemüht sich jetzt, diese Sprengstoffe wieder in ihren Besitz zu bringen, und läßt alle Waffen- und Munitionsvorräthe aus verdächtigen Magazinen fortschaffen.

Anderen Nachrichten aus Kapstadt zufolge ist das holländische Element in der Kapkolonie hocherfreut über das Vordringen der Boeren in südlicher Richtung und es rühmt sich damit, daß der ganze Distrikt Viktoria sich bald den Boeren anschließen wird.

Kansas City, Mo., 24. Dez. Kapt. Heygate von der britischen Armee kauft hier wieder 50,000 Pferde und Maulesel für die britische Armee in Südafrika auf. Er hatte schon einmal vor mehr als einem Jahr hier große Einkäufe dieser Art gemacht, und das unerwartete Wiederaufleben der Feindneue Ankäufe von Pferdematerial für die Briten nothwendig, die im Ganzen schon mehr als 100,000 Pferde und Maulesel in unserem Lande seit dem Beginn des Krieges aufgekauft haben. Bis die Thiere in Südafrika anlangen, kostet jedes der Regierung etwa $360.

Wismar, Mecklenburg, 24. Dez. Der hier angekommene Dampfer „Senator Krüger" berichtet, daß in dem englischen Hafenort Warkworth Matrosen des Dampfers auf der Straße und im Theater insultirt worden seien, weil die Engländer sich einbildeten, der Dampfer sei nach dem Präsidenten Krüger getauft worden. Ferner wird gemeldet, daß die Engländer sich weigerten, die deutschen Dampfer „Transvaal" und „Ohm Paul" zu befrachten.

Ein Neffe des Boerengenerals Christian De Wet, der den Engländern so viel zu schaffen macht, hielt in Nürnberg vor Tausenden von Zuhörern einen Vortrag, worin er in wirkungsvoller Weise seine Kriegserlebnisse schilderte. Tosender Beifall lohnte den Redner, und die Versammlung schickte an den Präsidenten Krüger ein Sympathie-Telegramm ab.

Wie weit die Begeisterung für General De Wet geht, ist auch daraus zu erkennen, daß ein Blatt den Vorschlag macht, alle Deutschen, welche den Vornamen Christian führen, sollten zu einem Ehrengeschenk für den General beitragen.

Berlin, 24. Dez. Die, von den „Leipziger Nachrichten" gebrachte Sensation über einen Korruptionsfonds der „De Beers Mining Co." in Kimberley, der in Deutschland zur Verwendung gekommen sein soll, um die Agitation zugunsten der Boeren und der Krüger'schen Rundreise zu unterdrücken, nimmt immer größere Dimensionen an. Zahlreiche Blätter verlangen mit vollem Rechte, das Blatt solle seinen Gewährsmann, den „hochangesehenen Mann in Pretoria, der sich jetzt in den Niederlanden befinde", nennen. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", die dem Reichskanzler Grafen Bülow feindlich gegenübersteht, erklärt, es liege hier ein „Panama"-Skandal erster Ordnung vor. Die Sache gehe das ganze Reich an, und die Nation könne einen derartigen Vorwurf unmöglich auf sich sitzen lassen. Das Blatt stellt dann weiter die Behauptung auf, es hätten seiner Zeit auf den Sturz des früheren Staatssekretärs des Auswärtigen, Freiherr Marschall v. Bieberstein außer dem Bismarck'schen Anhang auch die „englische Partei" in Deutschland und die heterogensten Elemente, unter denen die jetzigen Empfänger der Checks der „De Beers Co." die gefährlichsten sein, hingearbeitet.

Sachsen-Weimars Großherzog krank.

Weimar, 24. Dez. Man fühlt einige Besorgniß wegen des Gesundheitszustandes des hochbetagten Großherzogs von Sachsen-Weimar (geb. 1818). Derselbe leidet gegenwärtig stark an der Influenza oder Grippe.

Die Aerzte sagen in einem Bulletin, sein Befinden sei nach den Umständen befriedigend, und er habe gut geschlafen, trotz wiederholter Husten-Anfälle. Seine Körpertemperatur beträgt 99.7 Grad.

Neuer Sternberg-Prozeß.

Berlin, 24. Dez. Der wegen Verbrechen gegen die Sittlichkeit zu 2½ Jahren Zuchthaus verurtheilte Bankier Sternberg wird nochmals auf der Anklagebank erscheinen, da er auch bei einer Wittwe Namens Rüwe mit minderjährigen Mädchen verkehrt haben soll. Wäre er freigesprochen worden, so würde er unter der neuen Anklage sofort im Gerichtssaal wieder verhaftet worden sein. Der Haftbefehl war bereits ausgefertigt.

Pingree soll verfolgt werden.

Lansing, Mich., 24. Dez. Auf Veranlassung der Mitglieder des Anwaltstandes von County Ingham gab Richter West heute Befehl, daß Gouverneur Pingree nächsten Samstag im Gericht erscheine und Gründe angebe, warum er nicht wegen Mißachtung des Gerichtshofes bestraft werden sollte. (In Verbindung mit der Begnadigung des Uniformschwindlers White.)

Heimkehr der Ueberlebenden.

Hamburg, 24. Dez. Der in Gibraltar angekommene Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Andalusia" wird nach Malaga gehen, um die Mannschaft des gestrandeten Schulschiffes „Gneisenau", soweit sie dem Untergang entronnen ist, in die Heimath zurückzubringen. Oberleutnant zur See v. Lüdecker ist zum Führer des Transportes ernannt worden.

Noch mehr Denkmals-Enthüllungen.

Berlin, 24. Dez. In Gegenwart des Kaiserpaares wurden in der Siegesallee die Denkmäler des Kurfürsten Joachim II., genannt Hektor (1535—1571) und Friedrich Wilhelms I., Königs von Preußen (1713—1740) enthüllt. Wegen Feldmarschall Blumenthals Ableben unterblieb das sonst übliche militärische Gepränge.

Jene Bank-Skandale.

Berlin, 24. Dez. Der volle Umfang der Mißwirthschaft, der „Schiebungen" und der persönlichen Bereicherung der verkrachten Banken ist noch immer nicht aufgeklärt. Die Banken spielten sich gegenseitig in die Hände. Bankgelder wurden hergegeben unter der Bedingung, daß Mitgliedern des Vorstandes, wie Kommerzienrath Sanden und Komerzienrath Generalkonsul Schmidt, persönlich Grundstücke theuer abgekauft wurden. Irgend etwas wurde mit Unsummen beliehen, wie zum Beispiel ganz ertraglose Ländereien des früheren Geheimen Oberregierungsraths im Handelsministeriums Eduard Freiherrn v. Broich, der wegen Titel- und Ordensschachers aus dem Staatsdienst austreten mußte. Herr v. Broich war verschuldet, und um sich wieder in die Höhe zu bringen, versprach er reichen Industriellen, die gern einen Orden oder den Kommerzienrathtitel haben wollten, ihnen dies zu verschaffen, wenn sie für „gemeinnützige Zwecke" eine gewisse Summe hergeben würden. Das Geld wurde dann angeblich zu Kirchenbaufonds verwendet oder als Hypotheken auf Wohlthätigkeitsanstalten angelegt, in Wirklichkeit ging es in die Taschen des Herrn v. Broich und Derer, die mit ihm unter einer Decke steckten, und zu Letzteren haben auch die Direktoren der beiden verkrachten Banken gehört.

(Siehe auch das Betreffende auf der Innenseite.)

Oldenburgs-Großherzog kriegt mehr Taschengeld.

Oldenburg, 24. Dez. Der oldenburgische Landtag hat dem Großherzog August eine Erhöhung seiner Zivilliste bewilligt, aber nur mit 19 gegen 17 Stimmen und erst nachdem Staatsminister Willich mit Einmischung der Reichsgewalt gedroht hatte. Der Abgeordnete Mühlenbesitzer Burlage legte sich für den Großherzog in's Zeug und rieth, dem Fürsten zu geben, was des Fürsten sei, um das Unglück eines Prozesses zwischen Volk und Fürst vor dem Bundesrathe zu vermeiden.

Das Londoner Nebel.

London, 24. Dez. Dichte Nebel an den Küsten behindern die Schifffahrt stark und haben, ebenso wie der vorhergehende Sturm, verschiedene Schiffbrüche verursacht. Der britische Dampfer „Brunswick" lief im Bristoler Kanal auf, kenterte und sank; Sieben von der Bemannung ertranken. Auf dem Lande verursachte der Nebel große Unzuträglichkeiten.

Bahnfrevel.

Rome, Ga., 24. Dez. Durch die Hand eines unbekannten Missethäters wurde zu Miller's Nurseries während der Nacht ein Personenzug auf der Chattanooga-, Rome- & Southern-Bahn zum Entgleisen gebracht, während er mit voller Geschwindigkeit fuhr. Er rannte in ein Dutzend Güterwagen hinein, die auf dem Seitengeleise standen. Die Lokomotive des Personenzuges wurde völlig zertrümmert. Der Heizer wurde schwer verletzt, und mehrere Passagiere trugen leichte Verletzungen davon. Der Lokomotivführer rettete sich durch Abspringen; auch der Heizer sprang ab, wurde aber trotzdem verletzt.

Inland.

Müssen warten!

Die Freiwilligen auf den Philippinen.

Washington, D. C., 24. Dez. In einer wichtigen Konferenz zwischen dem Kriegsminister und dem Generalquartiermeister Ludington wurde beschlossen, nichts weiter betreffs Heimsendung der amerikanischen Freiwilligen von den Philippinen-Inseln zu thun, bis der Kongreß Verfügungen betreffs Ersatzes für dieselben getroffen hat.

McDonald und Morris.

Washington, D. C., 24. Dez. Samuel McDonald, welcher den Kriegsdepartements - Auditor Frank H. Morris, seinen früheren Vorgesetzten, am Samstag erschossen und zwei Selbstmordversuche gemacht hatte, befindet sich nach den letzten Nachrichten besser. Gestern Abend hatte man im Hospital geglaubt, er werde die Nacht nicht überleben; jetzt aber scheint es, daß er aufkommen wird, — zu seiner größten eigenen Enttäuschung.

Zur chinesischen Lage.

New York, 24. Dez. Eine Spezialdepesche aus der Bundeshauptstadt meldet:

200 Millionen Dollars ist das Höchste, was nach Ansicht der Ver. Staaten die Mächte als Vergütung von China verlangen sollen; wahrscheinlich aber wird die wirkliche Ziffer um viele Male höher sein. Die Ver. Staaten haben allein für Transportation und Vorräthe 11 Millionen Dollars aufgewendet, und diese Summe wird größtentheils China angerechnet werden müssen.

Der Präsident und der Staatssekretär Hay werden entschlossene Anstrengungen machen, um die Mächte zu veranlassen, die ganze Entschädigungsfrage einem Schiedsgericht im Einklang mit den Bestimmungen des Haager Vertrags zu unterbreiten.

(Die offiziellen Forderungen der Mächte siehe auf der Innenseite!)

Neuer Grubenstreik.

Die Gesellschaft hielt ihr Wort nicht.

Shamokin, 24. Dez. Der Betrieb der „Enterprise"-Kohlengrube zu Scranton (deren Besitzer W. L. Connell & Co. sind) wurden heute vollständig zum Stillstand gebracht, indem 700 Mann an den Streik gingen, weil die Grubenbesitzer nicht die Lohnbeträge ausbezahlt hatten, welche sie ihnen, der vereinbarten 10prozentigen Lohnerhöhung zufolge, schuldeten.

Baltimore, 24. Dez. William Warner, welcher beim kürzlichen Streik im George Creek-Distrikt der Führer war, ist nebst 5 Anderen auf sechs Monate nach dem Marylander Korrektionshaus gebracht worden. Alle diese nebst sechs Anderen waren, wegen Betheiligung an einem Angriff auf Nicht-Gewerkschaftler während des Streiks, nachträglich verurtheilt worden.

Illinoiser Schadenfeuer.

Joliet, Jll., 24. Dez. Die „Fox Pressed Car Steel Works" sind heute zu früher Stunde durch eine Feuersbrunst fast völlig zerstört worden. Sie von Joliet. 200 Arbeiter verloren durch den Brand ihre Beschäftigung. Viele sehr werthvolle Maschinen, welche sich in der Anlage befinden, sind durch den Brand mehr oder weniger beschädigt worden.

(Weitere Depeschen und Notizen auf der Innenseite.)

Lokalbericht.

Endlich im Garn.

Die Verüber des Einbruch es indie Citizens' Bank von Evanston angeblich in Louisville in Haft.

In der Person von drei Männern, die kürzlich zu Louisville, Ky., verhaftet wurden, ist man, nach Angabe der hiesigen Polizeibehörde, der Gauner habhaft geworden, welche in der letzten Zeit Banken in einer Anzahl größerer Städte des Landes um Tausende von Dollars beraubt haben. Die Verhafteten nannten sich Robert Little, John Morgan und Harry Freeman, sind aber inzwischen mit Hilfe des Bertillon-Systems als George Carson, resp. „Australian", alias „Big Mack" und Harry Diehn, entlarvt worden, die sämmtlich der ganzen Polizei des Landes bekannt sind. Carson wurde in New York mehrere Male unter der Anklage verhaftet, sich an im Großen ausgeführten Raubzügen betheiligt zu haben, und kürzlich wurde er auch in Illinois unter dem Verdacht festgenommen, einer der Gauner gewesen zu sein, welche einen Einbruch in das Postamt von Springfield verübten. Ferner hat ihn die hiesige Polizei im Verdacht, bei dem Raub die Hand im Spiel gehabt zu haben, wodurch das Schatzgewölbe der Citizens Evanston Bank um $2000 erleichtert wurde. Auch „Australian Mack" und Diehn sind bereits verschiedene Male mit der hiesigen Polizei in Konflikt gekommen. Die Polizeibehörde von Evankommen. Die Polizeibehörde von Evanston wird den Versuch machen, das Trio nach dort ausgeliefert zu bekommen.

Doherty muß gehen.

Die Zivildienstbehörde wies heute Vormittag Oberbaukommissär McGann schriftlich an, den bisherigen Superintendenten des Straßenamtes, Michael J. Doherty, zu entlassen. Doherty befindet sich zur Zeit in Boston, und sobald er zurückkehrt, wird er vom Oberbaukommissär den Abschied bekommen. Die Zivildienstbehörde wird am 12. Januar eine Prüfung für Bewerber um den freiwerdenden Posten abhalten, der mit einem Jahresgehalt von $4800 verbunden ist.

Die Pumpen müssen arbeiten.

Richter Dunne hat heute, in der Streitsache zwischen der staatlichen Kanalkommission und der Drainage-Behörde, eine Entscheidung zu Gunsten der Kanalkommission abgegeben. Er hat erklärt, daß die Drainagebehörde im öffentlichen Interesse verpflichtet sei, die Bridgeporter Pumpwerke in Betrieb zu halten und so für die Speisung des alten Kanals zu sorgen.

* Auf Veranlassung der „Humane Society" wurde heute der Nr. 405 Seminary Avenue wohnhafte John Foy unter der Anklage vorgeführt, seine Frau und seine beiden Kinder in brutaler Weise mißhandelt zu haben. Der Richter verschob die Verhandlung um eine Woche, da das vorgebrachte Beweismaterial ihm nicht genügte.

* Bundesrichter Kohlsaat begnadigte heute den kürzlich wegen Postdiebstahls zu Gefängnißstrafe verurtheilten John Doyle, der noch fünf Monate von seiner Strafzeit abzusitzen gehabt haben würde. Doyle soll in Gemeinschaft mit zwei Anderen einen Briefkasten geöffnet und mehrere Briefe aus demselben entwendet haben.

* In einem Frachtwaggon der Baltimore & Ohio-Bahn wurde heute die Leiche eines etwa 30jährigen, unbekannten Mannes gefunden, der, nach seiner Kleidung zu schließen, ein Arbeiter war. Anfänglich nahm die Polizei an, daß ein Verbrechen vorliege, die gerichtsärztliche Obduktion ergab aber, daß der Unbekannte einer innerlichen Blutung erlegen ist.

Weihnacht.

Die Feier des Festes eine allgemeine.

Auch Diejenigen, welche sich über den Ursprung des Weihnachtsfestes bei den verschiedenen Völkern und über die Bedeutung dieser und jener Festgebräuche gerne in skeptischen Erörterungen ergehen, schließen sich willig der Feier des frohen Festes an, und man darf deshalb wohl sagen, daß heute Abend mit der Weihnacht in Stadt und Land eine allgemeine Festfreude einziehen wird in die Herzen der Menschen.

Hier in Chicago sind, wie man in den maßgebenden Kreisen versichern hört, in diesem Jahre größere Vorkehrungen für das Fest getroffen worden, als je, ein guter und befriedigender Beweis dafür, daß die materielle Wohlfahrt wieder festen Fuß gefaßt hat.

Es hatte den Anschein gehabt, als würde es grüne Weihnachten geben, im letzten Augenblick aber hat sich das Blättchen gewandt, eine dünne Schneeschicht bedeckt die Fluren, und echt winterlich pfeift ein schneidender Wind aus dem kalten Norden übers Land. Das indessen gehört mit zum Programm einer echten Weihnachtsfeier.

In den Kirchen, besonders in den katholischen, sind für den musikalischen Theil der Festgottesdienste große Vorbereitungen getroffen worden. Man darf voraussetzen, daß die Betheiligung an diesen Veranstaltungen eine so zahlreiche werden wird, daß Jeder, der auf Zutritt rechnet, frühzeitig auf dem Platz wird sein müssen.

Damit auch die Mühseligen und Beladenen, die Kranken und die Gefangenen bei der allgemeinen Freude nicht zu kurz kommen, werden von christlichen Vereinen auch in den Hospitälern, Asylen und Gefängnissen die üblichen Feiern veranstaltet werden, bei denen es kleine Geschenke, Leckereien und Früchte geben wird.

Verstärkte Strömung.

Da die Schiffahrt im Fluß geschlossen ist, hat Präsident Jones von der Drainage-Behörde den gegenwärtigen Zeitpunkt für einen günstigen betrachtet, um die Wasserzufuhr für den großen Graben auf das vorgeschriebene Maß zu erhöhen. Derselbe beträgt nunmehr 300,000 Kubikfuß in der Minute. Das Seewasser strömt mit Macht zur Flußmündung hinein, und die Fluth weist nun dort, bis über die Franklin Str. hinauf, eine schöne grüne Färbung auf. Herr Jones meint, wenn es auf ihn ankomme, werde es von jetzt ab bei der gegenwärtigen Strömung bleiben. Die Schiffahrts-Interessenten fangen aber schon jetzt an, darüber zu zetern.

Fullertons Nachlaß.

Der öffentliche Nachlaßverwalter hat im Nachlassenschafts-Gericht Einsprache dagegen erhoben, daß die Merchants' Loan and Trust Co. offiziell mit der Verwaltung der Fullerton'schen Nachlassenschaft betraut werde, ehe deren Höhe genau festgestellt worden ist. Im Testament ist der Betrag schätzungsweise auf $1,250,000 veranschlagt worden. In Wirklichkeit stellt er sich aber weit höher, und darüber Klarheit zu haben ist in Verbindung mit der Erbschaftssteuer sehr wichtig. Außerdem beansprucht der öffentliche Nachlassenschafts-Verwalter, daß er selber mit der Erbschaftsregelung betraut werden möge, weil Fullertons Erben außerhalb des Staates ansässig sind.

Die vierte Prüfung.

Noch im Laufe der Woche wird die Zivildienstbehörde die nöthigen Anzeigen für die Abhaltung der vierten Prüfung für Bewerber um Anstellung als Polizeileutnant erlassen. Die Behörde erhielt gestern ein anonymes Schreiben, welches „Ein Polizeisergeant mit 20jähriger Dienstzeit" unterzeichnet war. Der Schreiber ersucht die Behörde, die Prüfungsarbeiten nicht von Polizeichef Kipley oder einem früheren Polizeibeamten zensiren zu lassen, da sonst diejenigen Bewerber, welche um das „schändliche Treiben" von Kipley und seinen Kreaturen wüßten und ihre Helfershelfer seien, die beste Zensur erhalten würden.

Ob er wohl gehen wird?

Die städtische Zivildienst-Kommission hat heute dem Straßenamts-Vorsteher Doherty von seiner Amtsentsetzung verständigt. Die Mitglieder der Kommission sind nun gespannt darauf, ob Doherty auch wirklich gehen wird.

* Aus unbekannter Ursache entstand heute Morgen in der Wirthschaft von Henry Rubenstein, 3842 State Str., ein Brand, der einen Schaden von $200 anrichtete, ehe die Flammen von der Feuerwehr gelöscht werden konnten. Das Gebäude ist Eigenthum von J. E. Lingman.

* Das neue Hochschulgebäude des Towns Trier, welches zwischen Kenilworth und Winetka mit einem Kostenaufwand von $65,000 aufgeführt wird, ist nahezu fertiggestellt und soll am 4. Februar seinem Zweck übergeben werden. Professor F. L. Smart, der bisherige Leiter der Hochschule von Dubuque, Ja., hat den Ruf als Vorsteher der neuen Hochschule angenommen.

Aus dem Gesundheitsamt.

Die Zahl der Todesfälle weist eine erhebliche Zunahme auf.

Die in dem vorwöchigen Bericht vom Gesundheitsamt ausgedrückte Befürchtung, daß die unangenehme Witterung, welche zur Zeit herrschte, nachtheilig auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung einwirken würde, hat sich erfüllt. In der vergangenen Woche sind 37 Todesfälle mehr angemeldet worden, als in der Woche zuvor. Die Zahl der Sterbefälle bezifferte sich auf 480 und überstieg die der angemeldeten Geburten um 20. Wie sich die Todesfälle auf die verschiedenen Altersklassen, Todesursachen u. s. w. vertheilten, zeigt nachstehende Tabelle:

	22. Dez. 1900.	15. Dez. 1900.	23. Dez. 1899.
Gesammtzahl der Todesfälle	480	443	456
Todesrate p. Jahr p. 1000	14.73	13.59	14.49
Nach Geschlechtern:			
Männlich	263	238	246
Weiblich	217	205	210
Nach dem Alter:			
Unter 1 Jahr	87	90	70
Zwischen 1 und 5 Jahren	52	47	70
Ueber 60 Jahre	105	84	90
Todesursache:			
Akute Unterleibskrankheiten	19	22	11
Schlagfluß	5	7	10
Bright'sche Nierenkrankheit	26	24	24
Bräune	35	26	21
Schwindsucht	45	43	57
Krebs	10	19	12
Krämpfe	9	16	13
Diphtherie	16	13	25
Herzkrankheiten	38	34	40
Nervenkrankheiten	24	11	21
Lungenentzündung	97	75	78
Typhus	10	13	15
Scharlachfieber	4	2	15
Selbstmord	5	5	3
And. gewaltsame Todesursachen	25	19	23
Influenza	6	—	1
Geburten:			
Männlich			230
Weiblich			230
Zusammen			460

Fälle von ansteckenden Krankheiten wurden angemeldet, wie folgt: Scharlachfieber 50, Dyphtherie 69, Masern 2, Keuchhusten 3.

Es wurden 740 Tuben Blatternlymphe und 143 Violen Anti-Toxin vertheilt.

Vom 312 Milch- und Rahmproben, die im Laufe der Woche untersucht wurden, erwiesen sich 3.2 Prozent als minderwerthig.

Hanberg dagegen.

Der Countyrathspräsident ist nicht zu Gunsten des Vorschlages der Countykommissäre Rosenfeld und Hoffmann das Amt eines Inspektors zu schaffen, dessen Pflicht es sein soll, sämmtliche, dem County gelieferten Artikel, namentlich aber die Kohlen, zu untersuchen, um festzustellen, ob dieselben auch von der kontraktlich festgestellten Qualität sind, oder nicht. Präsident Hanberg ist der Ansicht, daß ein solcher Posten nur eine Mehrausgabe für das County aber nicht von Nutzen für dasselbe sein würde. Es sei viel leichter, so erklärt Hanberg, einen einzelnen Beamten in ungehöriger Weise zu beeinflussen, als einen aus mehreren Mitgliedern bestehenden Ausschuß. Außerdem setze er in die Superintendenten der verschiedenen Countyanstalten das Vertrauen, daß sie sofort Anzeige machen würden, im Falle ihnen minderwerthige Waaren geliefert werden.

Auf Abwege gerathen.

Der 19 Jahre alte Axel Malmberg, welcher bis vor Kurzem als Verkäufer in dem Schmuckwaarengeschäft von George W. Kellogg, No. 2322 Indiana Ave., angestellt war, vor Kurzem aber in Hyde Park von der Polizei dabei betroffen wurde, wie er sich dort ziellos umhertrieb und Schulkinder belästigte, wurde heute von Richter Quinn den Großgeschworenen überantwortet. Bei der an Malmberg vorgenommenen Körpervisitation hatte die Polizei zwei goldene Uhren, zwei große geladene Revolver, eine mit scharfen Patronen gefüllte Schachtel und mehrere Schmucksachen vorgefunden, über deren rechtmäßigen Erwerb der Arrestant keine befriedigende Auskunft geben konnte. Eine der Uhren und die Schmucksachen wurden gestern von Kellogg als ihm gestohlenes Gut identifizirt.

Will angeblich gestehen.

Bradford Davis, welcher, außer dem vorgestern von Bundesinspektoren verhafteten Fred. G. Crosby, Inhaber der angeblichen Schwindelfirma Randall, Crosby & Co., 170 South Water Str., war, hat sich bislang der Verhaftung zu entziehen gewußt. Crosby wurde heute Bundes-Kommissär Humphrey vorgeführt, welcher auf Ersuchen des Angeklagten das Verhör auf Mittwoch vertagte. Wie verlautet, beläuft sich die Summe, welche Davis und Konsorten erschwindelt haben sollen, auf etwa 5000 Dollars. Die Bundesbeamten erwarten, daß Crosby ein volles Geständniß ablegen wird.

* Jener 7jährige Knabe, welcher am Samstag Abend auf den Geleisen der Baltimore & Ohio-Bahn an 71. Str. und Stony Island Avenue durch eine Lokomotive über den Haufen gerannt wurde und schwer verletzt in das Englewood Union-Hospital übergeführt werden mußte, wurde gestern als David Smith, von Nr. 9419 Washington Avenue, identifizirt. Der Aermste wird voraussichtlich nicht mit dem Leben davonkommen. Vergeblich haben die Aerzte bisher versucht, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Verlangen Vollmachten.

Die Geschworenen wollen wissen, wie weit ihre Befugnisse gehen.

Obgleich Richter Gibbons erklärt, er habe den Inhalt des Schreibens geheim gehalten, und auch die Großgeschworenen betheuern, keiner von ihnen hätte geplaudert, ist doch bekannt geworden, welcher Art die Auskunft sein soll, um welche die Grand Jury den Richter ersucht hat, ehe sie sich am Samstag bis zum Mittwoch vertagte.

Die Herren sind nämlich durch die Mittheilungen, welche ihnen der vortreffliche Privatdetektive Gus Chapin über die werthvollen Dienste gemacht, die er dem Berry'schen Senats-Ausschusse geleistet hat, zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie Privatdetektives würden anstellen müssen, um der Korruption auf den Grund zu kommen, welche in der Polizeiverwaltung und anderen Zweigen der städtischen Regierung vorherrschen soll. Sie möchten nun wissen, ob sie ermächtigt wären, eine derartige Ausgabe zu machen. — Ferner hat sie eine, offenbar nur aus Versehen gethane Aeußerung zum Nachdenken angeregt, die Polizei-Inspektor Shea bei seiner Vernehmung als Zeuge gemacht hat. Gefragt, weshalb er die Lasterhöhlen in seinem Bezirke nicht unterdrücke, antwortete Shea mit der Gegenfrage: „Weshalb befehlen Sie mir's nicht? Wenn ich Befehle erhalte, führe ich sie auch aus." — Herr Shea meinte nun jedenfalls nicht, daß die Grand Jury ihm etwas Derartiges auftragen sollte oder könnte, sondern die Machthaber in der Stadthalle. Die Großgeschworenen wollen aber doch von Richter Gibbons erfahren, ob nicht vielleicht auch sie berechtigt wären, der Polizei Befehle zu geben.

Am Mittwoch soll Polizeichef Kipley der Grand Jury seine Aufwartung machen. Derselbe kehrte in verflossener Nacht von seinem Ausfluge nach dem Süden heim. Um zu zeigen, wie gut er's versteht, Leutchen ein Schnippchen zu schlagen, war er in Garrett, Ind., von dem Schnellzuge der Baltimore & Ohio-Bahn auf den Eil-Frachtzug umgestiegen, der Hummern und Austern und Seefische nach Chicago bringt, Personen aber sonst nicht zu befördern pflegt. Die Berichterstatter, welche Herrn Kipley auf dem Bahnhofe erwarteten, hatten auf diese Weise das Nachsehen.

Herr Kipley stattete heute dem Staatsanwalt Deneen einen Besuch ab und sagte demselben, daß er jeder Zeit mit Vergnügen bereit sein würde, der Grand Jury jede gewünschte Auskunft zu ertheilen. Herr Deneen erklärte, daß er das für von selbst verständlich halte, aber nicht mit Bestimmtheit sagen könne, ob die Grand Jury überhaupt die Absicht hätte, den Polizeichef als Zeugen vorzuladen.

Anständige Kollekte.

Die Mitglieder der Baptisten-Gemeinde von Hyde Park veranstalteten gestern nach dem Gottesdienst unter sich für ihre Kirche eine Sammlung, welche innerhalb einer halben Stunde das schöne Resultat von Zeichnungen im Gesammtbetrage von $30,255 ergab. Das Geld fließt in den Baufonds der Gemeinde fließen, welche an 56. Str. und Woodlawn Ave. mit einem Kostenaufwand von $60,000 ein neues Gotteshaus errichten läßt. Präsident Harper von der Chicago Universität und eine Anzahl Professoren derselben sind Mitglieder der Baptistengemeinde von Hyde Park.

Unbekannter Selbstmörder.

Am Ufer des Desplaines-Flusses, gerade südlich von Riverside, wo er dem Waidwerk oblag, stieß gestern Nachmittag Philipp Hansen auf die blutüberströmte Leiche eines etwa 30jährigen Mannes. Hansen, der glaubte, das Opfer eines Mörders entdeckt zu haben, eilte nach Riverside und benachrichtigte die dortige Polizei. Als Kapt. Lange an dem Fundort eintraf, fand er neben dem Todten einen Revolver, dessen Kammern, bis auf eine, noch geladen waren. Die abgeschossene Kugel hatte die rechte Schläfe des Mannes durchbohrt, der zweifellos von eigener Hand gestorben war. Die Leiche wurde nach der Gemeindehalle geschafft. Der Selbstmörder trug einen guten schwarzen Anzug, hatte aber nichts bei sich, das Aufschluß über seine Persönlichkeit geben könnte.

* Die Lebensrettungsmannschaft von Evanston schickte sich gestern an, einem Frachtdampfer zu Hilfe zu kommen, der sich augenscheinlich in Noth befand. Ehe das Rettungsboot aber noch in Bereitschaft gesetzt worden war, nahm das Fahrzeug seinen, nach dem hiesigen Hafen gerichteten Kurs wieder auf.

Das Wetter.

Vom Wetter-Bureau auf dem Auditorium-Thurm wird für die nächsten 18 Stunden folgendes Wetter in Aussicht gestellt:

Chicago und Umgegend: Drohendes Wetter heute Abend und wahrscheinlich auch morgen; geringer Wechsel in der Temperatur; Minimaltemperatur während der Nacht etwa 20 Grad über Null; westliche, später veränderliche Winde, die an Stärke abnehmen.

Illinois und Indiana: Theilweise bewölkt und möglicherweise drohend heute Abend und morgen; veränderliche Winde.

Nieder-Michigan: Drohendes Wetter heute Abend und morgen, mit Schneegestöber in den nördlichen und westlichen Theilen; westliche Winde.

Missouri und Wisconsin: Theilweise bewölkt heute Abend und morgen; veränderliche Winde.

In Chicago stellte sich der Temperaturstand von gestern Abend bis heute Mittag wie folgt: Abends 6 Uhr 25 Grad; Nachts 12 Uhr 24 Grad; Morgens 6 Uhr 22 Grad; Mittags 12 Uhr 20 Grad.

Die Lebenstragödie einer Kaiserin.

(Von Paul von Schönthan.)

Die astronomische Wissenschaft belehrt uns, daß es Sterne gibt, die vor ungezählten Jahren erloschen sind, und deren Licht wir noch mit unseren Augen sehen, — daran dachte ich, als ich vor zwei Jahren in Cannes wiederholentlich einer schwarzgekleideten alten Dame mit weißem Haar begegnete, die an der Seite einer etwas jüngeren Begleiterin ab und zu, müde und unsicher, über die Promenaden der sonnigen Stadt schritt, von den Blicken der Vorübergehenden, — oft mit einem mitleidigen Ausdruck, mit einem leisen Kopfschütteln — verfolgt, und die Engländer richteten mit Vorliebe ihre Amateur-Apparate auf die etwas gebeugte Gestalt dieser Frau, um eine Momentaufnahme der — Kaiserin Eugenie in ihre Heimath mitzubringen.

Seit drei Jahrzehnten ist dieser Stern am europäischen „Himmel" erloschen. Sie ist eine mehr als halbvergessene, und nur selten verirrt sich eine Zeile über ihr Dasein, ihr Geschick in eine Zeitung — wie jetzt, nach dem Erscheinen ihrer Biographie von Clara Tschudi — und dann sagt wohl Mancher so vor sich hin: „Ach, die lebt ja noch!".... Ja. Sie lebt. Durch seelische und körperliche Leiden niedergebeugt, schleppt sie ihr Dasein dahin. Wenn das Leben heißen kann! Ruhelos zieht sie umher, um Linderung für die mannigfachen Leiden zu finden, die sie quälen, um der Verzweiflung zu entrinnen, die sie begleitet, seit sie Alles verloren hat: Schönheit, Gesundheit und Jugend, den Thron, den Gatten, den Sohn.... Alles, Alles!

Ihr Charakterbild schwankt „von der Parteien Haß und Gunst entstellt in der Geschichte," das Unglück ließ ihre Schale sinken, und der Ruf der gefallsüchtigen, eitlen Modenerfinderin, der Vorwurf, die „Urheberin des deutsch-französischen Krieges" gewesen zu sein, zieht ihr ohne Weiteres die Verurtheilung der Menge zu. So ist es nicht nur ein interessantes, sondern ein lobenswerthes Unternehmen, das Leben der gestürzten Größe vorurtheilsloser und genauer erforscht zu haben. Diesen Schritt hat soeben eine Frau gethan, eine Norwegerin, Namens Clara Tschudi.

Mit großem Fleiß hat hier eine Frau ein umfangreiches Material gesammelt und gesichtet; als Frau erfaßt sie die Schicksale, die psychologischen Motive, die Handlungen und Leiden jener unglücklichen Geschlechtsgenossin vielleicht gründlicher und jedenfalls gerechter, als es ein männlicher Geschichtsschreiber zu thun vermöchte.

Die Mutter der Ex-Kaiserin war die Tochter eines Kaufmanns und Weinschänkers, Namens Kirkpatrick in Malaga. Ehrgeiz und Schönheit ließen sie die Gemahlin des Grafen von Montijo werden. Maria Eugenie, die zukünftige Kaiserin, war schon zur Welt gekommen (5. Mai 1826), als die Mutter, von ehrgeizigen Plänen erfaßt, den Frieden ihres Hauses, ihrer Ehe untergrabend, sich in galante Abenteuer stürzte, einflußreiche Männer zu fesseln wußte und sich an den spanischen Hof drängte. Sie erreichte die Berufung zur ersten Hofdame, und diesen Ehrgeiz übertrug sie auf die heranblühende Eugenie. Eine glänzende Partie — das war ihr nächstes Ziel. Den Herzog von Vermida und Alba hatte sie für Eugenie ausersehen. Sie drängte ihn zum Entschluß, und da entschied sich wider Erwarten der Freier für ihre ältere Tochter Franziska. Eugenie, die den Herzog liebte, nahm Gift, und man sagt, daß die nervösen Anfälle, an denen sie seit damals leidet, eine Nachwirkung von diesem mißglückten Selbstmordversuch seien. Das Leben des auffallend schönen blonden Mädchens war jahrelang zwischen Kloster und abenteuernden Reisen getheilt, ein späteres Stadium bildete der Aufenthalt am Hofe Isabellas.

In Spanien war es auch, am Ende der dreißiger Jahre, da Napoleon die junge Gräfin zum ersten Male mit Entzücken sah, kurz darauf warb er um sie, und Eugenie gab ihm in einem musterhaft stilisirten Brief einen Refus, ein Schicksal, das der kühne Mann, auch als er schon als Kaiser ausgerufen war, noch mehrfach erfuhr. Napoleon war Herrscher geworden, und nun sah Eugenie die Zeit gekommen, um ihre kühnen Pläne zu verfolgen und eine abermalige Annäherung herbeizuführen. Die Geschichte des wiedererwachenden stürmischen Interesses für die verführerische Spanierin, seine Bewerbungen, ihr geschickter Widerstand, bis es zur bürgerlichen Trauung kam, bilden wieder ein interessantes historisches Roman-Kapitel für sich. Und dann das zauberhafte Schauspiel des Einzuges der Kaiserin in die Tuilerien, der Sieg ihrer Würde, Schönheit, ihres Geistes über ihre zähesten Widersacher.

Ganz Europa begann ihr zu huldigen, als nach dem Krimkrieg Napoleons Ansehen stieg; die europäischen Fürsten söhnten sich mit ihren Vorurtheilen aus und besuchten den französischen Hof, und als 1856 der kaiserliche Prinz zur Welt kam, herrschte in Frankreich ein einstimmiger Jubel. Die Stellung der Kaiserin war eine andere, weit bedeutungsvollere geworden. Aber die Ehe war in die Brüche gegangen. Napoleon betrog seine Gattin offenkundig mit der Gräfin Beauregard, und man munkelte bereits von einer bevorstehenden Trennung.

Man kennt im Großen und Ganzen nicht viel mehr, als die Fehler der Franzosenkaiserin. Man weiß, daß sie eitel und ehrgeizig war, glanzliebend und unermüdlich in der Erfindung von — theilweise recht thörichten — Moden. Sie drängte der ganzen zivilisirten Frauenwelt falsches oder auch gefärbtes Haar, lange Schleppen, türkische Shawls und bunte Jupons auf; Herrenkragen, die unsichtbaren Haarnetze, Garibaldiblousen und — die unselige Crinoline. Man kennt ihre Macht im Reiche der Mode, und einstmals rühmte man sie!

Nicht so populär ist ihr höherstehender Ruhm als sorgsame Mutter, der ihrer Mildthätigkeit, ihrer Barmherzigkeit, ihres unerschrockenen Muthes und ihrer Religiosität. Clara Tschudi bringt auf vielen Seiten ihres Buches Beispiele dafür. Auch für Freundschaft wird ihr ein warmfühlendes Gemüth zugesprochen.

Es ist wunderbar, wie so Vieles in der Geschichte dieser ungewöhnlichen Frau, daß ihr ganzes Leben von düsteren Vorgefühlen begleitet war. Während der glänzendsten Feste in der Zeit, als Napoleons Macht ihren Höhepunkt erreicht hatte, überfiel sie zuweilen eine quälende Empfindung, und aus den hellerleuchteten Sälen stürzte sie nicht selten in ihre Hauskapelle, um ihren Schöpfer um Hilfe anzurufen. Als die Welt zu ihren Füßen lag, marterten sie die Ahnungen des Zusammenbruches, und schon auf dem Wege aus der Kirche, wo sie mit dem Kaiser der Franzosen vermählt wurde, schien es ihr, als erblicke sie unter der Menge das verzerrte Antlitz der unglücklichen Marie Antoniette.

Und wirklich erschien der Tag, an dem sie den Schauplatz der prunkvollen Feste, die Tuilerieen, als ein Flüchtling unter Lebensgefahr verlassen mußte. Das Kaiserthum war gestürzt! Der Zahnarzt Dr. Evans schaffte die fliehende Kaiserin, die er für eine Geisteskranke ausgab, aus Paris fort. Wieder ein abenteuerliches Roman-Kapitel! Dann ging es an Bord der Yacht „Gazelle." Des Nachts erhob sich ein Sturm, der Untergang des Schiffes stand bevor, wie durch ein Wunder entging das kleine Fahrzeug diesem Schicksal, und endlich stieg die Ex-Kaiserin auf englischem Boden ans Land. Nun brach die Aera des Kummers, der größten Seelenleiden an!

Ein Titel muß sein.

Von bäuerlicher Titelsucht in der Mark erzählt die „Kreuzzeitung" folgende Anekdote: Zu einem Geistlichen in der Nähe von Prenzlau kommt ein gutmüthig und zufrieden dreinschauender Knecht mit einer drallen Viehmagd, um das kirchliche Aufgebot zu bestellen. „Un denn Herr Pastor müggt ick Se bidden, ob Se mi nich een lütten Titel gewen wullen." „Ganz gern, Hans," antwortete der Pastor, „awer wi schall ick di denn nennen, Großknecht, Vorarbeiter, landwirthschaftlicher Gehilfe oder Großspänner?" „Ne, Herr Pastor, so herum nicht. se sägen letzten Sünndag, as Se Hähnensnieders Krischan aflesen, Sohn des weiland Großknechtes Hinrich Hähnensnieder. Dit Word „weiland" könt Se bi mi ok woll anbringen, det weer mi so rührsoam. Wat dat mehr kost't, willn wi geern betwahlen." Der Pastor, der nur mit Mühe das Lachen zurückhalten konnte, entließ unsern Hans mit den Worten: „Na, Hans, willn moal sehen, wat sick moaken lett."

— Ein Schlauberger. — Herr: „Ihr Herr Papa, meine Gnädigste, scheint heute ja sehr gut bei Laune zu sein, darf man erfahren, woher die gute Stimmung kommt?" — Dame: „Sehen Sie, Papa freut sich, weil er dem Arzt ein Schnipchen schlägt: Der Sanitätsrath hat ihm nämlich pro Tag nur ein Glas guten Rothwein erlaubt; nun hat Papa während der letzten Tage gar keinen Wein getrunken, um am heutigen Abend die zehn Glas zusammen trinken zu können."

Der vergessene Strauß.

(Von H. v. Beaulieu.)

Mögt Ihr die Blitz- und Luxuszüge gern, die am Morgen in Berlin und am Abend in Konstantinopel sind; die rennen, daß einem der Athem ausgeht, wenn man einmal aus dem Fenster sieht — erstens kann man's übrigens garnicht und zweitens ist es strengstens untersagt — die an kleinen, freundlichen Städten hochmüthig vorbeirasen, immer nur vorwärts, vorwärts?! —

Rund herausgesagt — ich mag sie nicht. Ich mag sie eben so wenig, wie die Menschen, die nie Zeit haben, einen theilnehmenden Blick zu werfen auf die Existenzen neben ihnen, die hochmüthig an allem vorbeigehen, was es Komisches, Rührendes, Eigenartiges am Lebenswege gibt.

Ich bekenne mich sogar zu einer kleinen Schwäche für die braven, soliden Züge, die unsere eilfertige Zeit verächtlich Bummelzüge nennt. Sie sind etwas billiger, was sie in den Augen einiger Leute schon herabsetzt, in meinen aber durchaus nicht. Und, man kann sich so hübsch die Gegend von ihnen aus ansehen. Die Störche, die auf den Wiesen herumstelzen, und für Blitzzüge, Bummelzüge und menschliche Thorheit im allgemeinen dieselbe philosophische Betrachtung in der weißen Brust hegen. Die Feldarbeiter, die, die Hand über den Augen, einen Moment der rasselnden Wagenschlange nachsehen, lächelnd — vielleicht im halb unbewußten Gefühle, daß sie das bessere Theil erwählt haben. — Die kleinen Kinder, die sich am Rain aufgestellt haben, mit den Armen fuchteln und Hurrah schreien, alles das und noch viel mehr.

Es ist unglaublich, was man alles von einem Koupéfenster aus wahrnimmt. Es ist das menschliche Leben in allen seinen Verhältnissen. Kannst Du rothe Dächer aus Obstbäumen vorlugen sehen, ein altes Mütterchen vor der Thüre, Kinderwäsche auf dem Zaun, — ohne daß etwas von dem dumpfen Frieden solchen Lebens Dich anweht? Ueberkommt Dich nicht, wenn die Spitzthürme gothischer Dome aufragen, ein noch so schwacher historischer Schauer? Siehst Du nicht etwas vom Gespenst sozialen Elends im Rauchen der Fabrikschlöte?

Die Eindrücke lösen sich zu schnell ab, als daß sie sich, zur Beeinträchtigung unsres seelischen Behagens, gar zu sehr vertiefen könnten. Und dazu das sanfte Schaukeln und Rütteln der Fahrbewegung, das auch unser Gehirn sanft schaukelt, und seinen Vorstellungen etwas angenehm Zerfließendes, traumhaftes gibt.

Als unangenehme Mahnung an die Wirklichkeit durchzuckt mich die Idee: Hast Du auch die Schirme bei Dir?

Richtig, sie liegen im Netz, diese Attribute der Respektabilität, noch dazu in einem gestickten Ueberzug, der mich eigentlich genirt, den ich aber aus Pietät gegen die Geberin nicht abzusetzen wage.

Ich weiß nicht, ob es anderen Leuten auch so geht, aber ich leide unter der chronischen Zwangsvorstellung, daß ich etwas versäumt, verloren oder vergessen habe. Gegen mein besseres Wissen noch dazu. Wenn ich ausgehe und genau weiß, daß ich meine Etagenthüre abgeschlossen habe, — auf der Straße geht's sofort los: Du hast ja die Thür nicht abgeschlossen.

Und dieses Koboldchen läßt nicht nach. „Das war ja gestern! Als Du gestern Abend ausgingst, schlossest Du hinter Dir ab. Heute aber nicht! Besinne Dich nur recht!"

Ich disputire, schon unsicher geworden, ein Weilchen mit ihm, aber gegen den ist nicht aufzukommen! Er quält mich so lange, bis ich an der vierten Straßenecke umkehre, meine drei Treppen wieder hinaufsteige und — die Thür wohlverschlossen finde, wie ich ja auch sicher gewußt hatte.

Ich ärgere mich und nehme mir vor, das nächste Mal, wenn ich etwas ganz genau weiß, mich durch des Kobolds Einflüsterungen ganz sicher nicht irre machen zu lassen, — das geht dann — wie es mit den meisten Dingen geht, die man sich ganz fest vornimmt.

Also die Schirme waren da. Aber der Strauß in dem oberen Netz, der gehörte mir doch nicht!

Ein vergessener Strauß — — —

Ich nahm ihn herab, eigentlich in der Absicht, ihn aus dem Fenster zu werfen. Zurückfordern würde die werthlosen, halbverwelkten Blumen wohl niemand. Man leidet eben noch lange an den engherzigen Ermahnungen, die einem in der Kinderzeit eingeimpft werden: „Du wirst doch keine Blumen aufheben, die andere Leute vorher angefaßt haben?"

Als ob nicht alles, was wir bekommen, schon vorher von anderen Leuten angefaßt wäre, alles! — —

Diese Ueberlegung hinderte mich nicht; aber etwas an dem Strauße selbst. Es war etwas rührend Unbeholfenes in Zusammenstellung der Blumen und der Art, wie sie gebunden. Es war ein Strauß von der guten alten Sorte, den die Leute, die von Bummelzügen sprechen, verächtlich Bauernstrauß nennen. Nicht nach der modernen, windigen Art — drei Blumen möglichst weit auseinander gespreizt, daß sie nach Wunder was aussehen, — nein! Wohlmeinende, freigebige Hände hatten ihn gebunden, liebevolle Hände, die sich nicht genug hatten thun können, sich zu berauben, um zu geben.

Die ganzen Rabatten des Gartens mußten geplündert worden sein. Ja, Rabatten! Diese Blumen konnten nur auf Rabatten gewachsen sein, auf altmodischen, langen, schmalen, mit dichtem Buchs eingefaßten, Centifolien, Moosrosen, Nelken, Reseda, Levkoyen, Rittersporn, Astern, dazwischen buntes Gras, Zitronenmelisse, Spargelkraut.

Meine ganze Kindheit stieg vor mir auf. Solch' einen Garten hatten die Großeltern. — In der Stadt gibt es die garnicht mehr. Nur hier und dort auf dem Lande — in vergessenen Weltwinkeln.

Alte Hände — oder Kinderhände hatten den Strauß gebunden. Vielleicht eine alte Frau, bei der der einzige Sohn mit der Familie auf Besuch gewesen ist. Oder Kinderhände, die für die scheidende Großmama alles zusammengerupft haben, was der Garten bot, ihr und sich die Trennung zu erleichtern.

Aber — eine Großmama würde den Strauß nicht liegn lassen, den Enkelhände gebunden. Eher ihren Regenschirm!

Vielleicht war er gepflückt für einen jugendlichen Onkel, der acht Tage lächelnd litt, daß die Kinder ihn zu ihrem Abgott machten, und er sie gleich vergaß. — — —

Ich glaube doch, alte Hände waren es. Kinderhände binden nicht so dauerhaft.

Eine Welt von sorgender Liebe, Zärtlichkeit stieg in dem Duft des Straußes zu mir auf, von Segenswünschen, hinuntergekämpften Thränen. —

Und den hatte man vergessen können!

Ich fühlte mich fast, als beginge ich eine Indiskretion — als läse ich einen fremden Brief — daß ich, der Fremde, den Segen empfand, der andern gegolten. —

Vielleicht hatte ihn nur ein altes, anhängliches Dienstmädchen gebunden für die verreisende Herrschaft. Möglich! Vielleicht war man in Hast ausgestiegen, mit vielem Handgepäck; vielleicht vermißte man jetzt den Strauß und war traurig. Vielleicht!

Aber das blieb doch: er war mit vieler Liebe gebunden, und nun vergessen worden. Als sei er nur ein Ding.

Er that mir so schrecklich leid. Vielleicht unproportionirt leid. Aber die sogenannten kleinen Dinge haben eine Art, uns an's Herz zu greifen.

Ich drückte mein Gesicht in den Strauß mit etwas wie — Abbitte.

Es ist so allgemein, so fürchterlich abgedroschen, und macht doch stets wieder traurig: daß immer einer gibt mit vollem Herzen und Händen, und daß ein anderer liegen läßt: —

Ich konnte es nicht über mich bringen, den armen Strauß liegen zu lassen. Ich behielt ihn in der Hand, um ihn ja beim Aussteigen nicht zu vergessen.

Und ich habe ihn nicht vergessen. Er steht noch vor mir. Aber mein Regenschirm, — ja, der ist weitergefahren.

Im rechten Moment hatte das boshafte Koboldchen natürlich geschwiegen!

Fersengeld geben—

Diese bekannte Redensart ist neuerdings nach ihrer ursprünglichen Bedeutung untersucht worden. Das Wort stammt wahrscheinlich aus dem alemannischen Recht, worin ein Satz lautet: „Wer seine Mitstreiter verläßt und dem Feinde die Fersen zeigt, muß 160 Solidi (der Werth eines Solidus läßt sich nicht mehr genau bestimmen, zur Alemannenzeit dürfte er etwa $1\frac{1}{4}$ Mark betragen haben) Strafe zahlen. Damals wurde also wirklich ein Fersengeld gegeben. In Wahrheit wird der Ausdruck aber nichts als ein Witz sein. Fersengeld geben heißt, dadurch bezahlen, daß man die Ferse zeigt, davonläuft, ohne die Zeche zu zahlen. Die heutige Verwendung des Ausdrucks erklärt sich zur genüge so, daß der Begriff des Zahlens einer Schuld durch den sinnlicheren des Davonlaufens zurückgedrängt wurde. Eine eigenthümliche Ableitung der Redensart findet sich bei Jakob Grimm. Danach stammt die Redensart von den Wenden. Diese durften ihre Weiber entlassen, hatten aber dafür, daß sie die Weiber mit dem Rücken ansahen, ihnen also die Ferse zeigten, ihren Gutsherren die Fersenpfennige, im Werthe von 3 Schilling zu entrichten. Dieser Auffassung kommt auch eine alte Sitte zu Hilfe. Die alten Germanen waren zwar, wie Tacitus bezeugt, sehr sittenrein, es war aber den Männern erlaubt, neben der eigentlichen Ehefrau noch eine sogenannte Gefährtin zu haben. Die Frau konnte sich jedoch aus diesen schimpflichen Verhältniß dadurch freimachen, daß sie einen Fersenpfennig gab. Nach dieser Version würde also der Ausdruck Fersengeld geben, auch soviel bedeuten, wie davongehen oder fortlaufen.

— Er hat recht. — Zigarren-Händler (nachdem er dem Kadetten seine leichtesten Zigarren vorgelegt hat und selbiger noch leichtere wünscht): „Bedaure, leichtere habe ich nicht, vielleicht bemühen sich der Herr Kadett mal in ein Chokoladengeschäft!"

Weihnachten fahrender Künstler.

Heimathlos sind sie Alle, der mit Aufgebot all' seiner Kräfte arbeitende Akrobat und die tändelnde Chansonette, der vom Glanz umgebene „Star" und der unter Entbehrungen leidende Schmierenkomödiant. Sie alle befinden sich auf einer fortwährenden Wanderschaft, auf einer ewigen Suche nach Geld und Erfolg, sie kennen nicht den Genuß ruhiger Arbeit, nicht das Glück eines friedlichen Heims. Gewiß nennt gar mancher „Star" eine prachtvolle Wohnung sein eigen; aber sie ist ihm kein echtes und rechtes Heim, sie ist ihm eine Stätte, in der er — selbst ein Gast — sich nach seinen Gastspielfahrten für kurze Zeit auszuspannen pflegt, sie gleicht einer Herberge, die er sich nach seinen Wünschen und Launen einrichten durfte.

An keinem Feste mag das Gefühl, heimathlos zu sein, mit so inniger Kraft zum Durchbruch kommen, wie an Weihnachten, und an keinem Feste schmiegen sich die Glieder einer Wandertruppe, sei sie die eines verlumpten Bajazzo oder eines leuchtenden „Star", so fest aneinander, wie am heiligen Abend. Für sie bedeutet ein Festtag, an dem alle Welt feiern kann, keinen Ruhetag, ihnen bringt er doppelte Arbeit; denn sie müssen die Feiernden in Nachmittags- und Abendvorstellungen unterhalten. Aber der erste Weihnachtsabend gehört ihnen, sollte ihnen ganz gehören; wie eine Beeinträchtigung eines schönen Brauchs erscheint der Versuch, am heiligen Abend Vorstellungen zu veranstalten für diejenigen, die zwar feiern können, aber in gewissem Sinne auch heimathlos sind, weil sie nicht den gerade heute mit Wehmuth ersehnten Familienanschluß finden können. Gegen 9 Uhr sind diese Zirkus-Aufführungen zu Ende, der größte Theil des Abends kann also selbst von jenen fahrenden Künstlern, die heute arbeiten müssen, dem Feste gewidmet werden.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß unter den Akrobaten und Zirkusleuten der Familiensinn sehr stark ausgeprägt ist. Gar oft sind an einem Institut Künstler mit verschiedenen Namen thätig, die alle einer gleichnamigen Familie angehören. Die Gefahren, die der Beruf in sich birgt, mögen unwillkürlich ein gewisses Zusammenhalten bedingen, und dieses führt gerade am heiligen Abend zu jenem harmonischen Sichaneinanderschließen, aus dem die Liebe spricht. Die Franzosen stehen dieser wundervollen Sitte fremd gegenüber; aber die Deutschen, Engländer und Amerikaner am Zirkus, in Einzeltruppen oder im Variete-Theater halten den Brauch streng in Ehren. Die Unverheiratheten werden von den Verheiratheten eingeladen zu der Feier im Hause, und ist auch die kleine Wohnung nur von einer Professions-Vermietherin für kurze Zeit abgemiethet, erscheint sie wie ein trauliches Heim, in welchem ein Jeder das Wehen eines Familienglückes zu verspüren meint. Ernst und würdevoll spielt sich die Feier ab, keine laute Lustigkeit, mehr in sich gekehrte Frömmigkeit. Ja, es ist ein frommes Völkchen, das der fahrenden Künstler, und namentlich unter den Engländern und Amerikanern herrscht eine Frömmigkeit, die zwar den Sitten ihres Landes entspringen mag, aber bisweilen ans Puritanische zu grenzen scheint. Möglich, daß diese Frömmigkeit bei Leuten, die in der Ausübung ihres Berufes so von Zufälligkeiten abhängig sind, mit einem Stück Aberglauben zusammenhängt, aber in der stillen, würdigen Art, in der sie den heiligen Abend begehen, offenbart sich ein frommes Gemüth, eine gemüthvolle Anhänglichkeit, welche der Geist der Liebe bannt und stärkt. Mehr oder weniger feiern sie alle ihre Weihnachten, aber auch unter ihnen sind es an erster Stelle wieder die Deutschen, die das frohe Fest froh und wehmüthig begehen.

* * *

In der vierten Eisenbahnklasse hocken sie zusammen, sie pilgern von einem Städtchen zum andern, sie sitzen auf ihren kleinen Koffern, welche die äußerst fragwürdigen Kostüme bergen, sie sind schweigsam und stumpf, sie zeigen nichts von jener übermüthigen Laune, von jener glücklichen Sorglosigkeit, die, wie man so häufig in Büchern liest, das Leben der Wanderkomödianten als ein beneidenswerthes erscheinen läßt. Die Schmiere ist dem Namen im Aussterben begriffen, sie nennt sich jetzt meistens „reisendes Ensemble". Du lieber Gott, diese armseligen Menschen müssen täglich in des Wortes Bedeutung um ihr Brot kämpfen, und dieser harte, gemeinsame, sich immer erneuernde Kampf um die Existenz füllt so ihr Denken und Thun aus, daß sie gar keine Zeit und Ueberlegung für die am Theater üblichen Rivalitäten finden können.

In einem Zimmer des Gasthauses, in dem sie abgestiegen sind, vereinen sie sich am heiligen Abend um den kleinen Weihnachtsbaum, welchen der gutmüthige Wirth gestiftet hat. Jener große Mann mit den scharfen Zügen und den dünnen, graumelirten Locken, er hat einst an guten Stadttheatern erste Heldenrollen gespielt, dann wurde er älter und älter, er wollte immer der Liebhaber auf der Bühne bleiben, er merkte nicht, daß die Jugend ihm Ade gesagt hatte, er verabsäumte den Uebergang in das alte Fach, er verlor den Anschluß, und jetzt ist er der Heldenspieler an der Schmiere. Sein Antlitz haben Schminke und Sorge durchfurcht, er steht da mit gebeugtem Haupte, die Hände schlaff gefaltet, wie ein Mensch, der entsagt hat und selbst am heutigen Abend den Schimmer der Hoffnung nicht mehr leuchten sieht. Neben ihm steht ein junges, zartes Mädchen. Sie ist aus gutem Hause, sie hat alles verlassen, um ihrem Wahne, dem Phantom des Theaters, nachjagen zu können. Heute feiert sie zum ersten Male das Weihnachtsfest fern von der Heimath, und heute empfindet sie in bitterem Weh, wie ihre jugendliche Phantasie sie getäuscht und betrogen hat. Könnte sie heute des Glückes theilhaftig werden, das sie vor einem Jahre als etwas Selbstverständliches genossen hat, könnte sie heute, wie einstens im trauten Heim der Eltern, die ihrer vielleicht am Feste der Liebe in verzeihender Sehnsucht gedenken, sorglos weilen! Jenes keck dreinschauende Wesen, das sich hinter dem gealterten Heldenspieler aufgepflanzt hat, wird seinen Weg machen, ein sogenanntes hübsches Geschöpf, dem das Theater Mittel zum Zweck ist, das die Moral bereits abgestreift hat, das nur an die prächtige Existenz denkt, dies mit Hilfe von Jugend, Schönheit und Theater zu erreichen hofft. Sie gilt als gute, gefällige Kollegin und auch sie war vielleicht einst von jenem Geist der reinen Hoffnung und des innigen Sehnens befangen, der aus der Schmierenkomödianten wehmuthsvoll ergreifendem Sang „Stille Nacht, heilige Nacht!" hervorquillt. Im Gefühl der Zusammengehörigkeit hat Jeder trotz aller Entbehrungen doch für den Anderen eine kleine Ueberraschung, die Sorgen schwinden für eine kurze Zeit, alle essen und trinken, tüchtig und mit Behagen, denn sie rechnen auf hohe Festtagseinnahmen, und, wie sie beim Abschied noch einmal um den Baum, dessen dünne Kerzen in ihren Resten flackern, sich schaaren, da ertönt ihr Sang „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter", voll freudiger Zuversicht und Hoffnung. Sie haben wenigstens an einem Abend so etwas wie Glück vor sich aufleuchten sehen, ein Gebilde, das den Aermsten wie eine Fata Morgana erscheint und verschwindet.

— — — In einem Sonderabtheil des Salonwagens, umhüllt mit Pelzzeug, sitzt der „Star", die berühmte Schauspielerin. Außer der Kammerzofe und der Ankleidefrau begleiten sie auf ihrer jetzigen Gastspielreise noch ihr Gatte und ihr einziges Kind. Sie ist mit all dem Komfort umgeben, den man auf einer Eisenbahnfahrt genießen kann, jedes Geräusch wird ängstlich von ihr ferngehalten; denn sie wird und muß ruhen, die selbst heute Ruhelose. — Sie wandert von Erfolg zu Erfolg, von Gold zu Ruhm, sie begeistert mit ihrer Kunst heute hier, morgen dort, sie ist trotz ihrer bequemen, ruhigen, eleganten Villa während des größten Theiles des Jahres eine Heimathlose. Und doch hängt sie ihrem Gatten an, liebt sie ihr Kind zärtlich, sehnt sie sich schon dieser Beiden wegen nach ihrem Heim. Aber der Ehrgeiz ist stärker als Alles, ganz allerdings kann er die Liebe nicht unterdrücken, und darum folgen ihr Mann und Kind; denn sie hat das Sehnen, selbst in fremden Landen, das Fest der Liebe mit den Menschen zu verleben, die sie am innigsten liebt. Am heiligen Abend muß sie auf der Bühne des fremden Theaters stehen und probiren, und vielleicht wird sie gerade heute in dem Lande, in welchem man die Sprache ihrer Heimath nicht kennt, ihr Heim wehmüthig vermissen, vielleicht wird sie heute empfinden und erkennen, daß mächtiger und beglückender als aller Ehrgeiz die Liebe zur Heimath und zum Heim ist.

Die Frau als Lügnerin.

Hat die Frau wirklich mehr Neigung zur Lüge als der Mann? Die Behauptung, daß Kinder und Frauen lügen, ist ein so tief eingewurzeltes Vorurtheil, daß es sich schwer ausrotten läßt. Man ist allmählich dahinter gekommen, daß das, was man mit dem Namen Lüge bei Kindern bezeichnet hat, nicht die Sucht ist, Unwahrheiten zu sagen. Die Kinder leben in der Phantasie, sind oft der Wirklichkeit ganz entrückt und reden Dinge aus dieser Phantasiewelt heraus, die uns als erlogen erscheinen, für die Kinder aber Wahrheit sind. Die gründliche Erforschung der Kinderseele in unserer Zeit geht diesen Vorgängen auf die Spur. Den Frauen ist bisher noch kein Ehrenretter erstanden. Sie gelten als Lügnerinnen, und alle bedeutenden Schriftsteller bringen diese ihnen unumstößliche Thatsache zur Sprache: „Die Frauen", sagt Dohn, „bedienen sich der Lüge, wie der Ochse seiner Hörner." Flaubert schreibt: „Man lehrt die Frauen zu lügen, Niemand sagt ihnen die Wahrheit, und wenn sie einmal der Wahrheit gegenüberstehen, dann lehnen sie sich dagegen auf, wie gegen etwas Unerhörtes. — Frauen sind nicht einmal sich selbst gegenüber aufrichtig." Schopenhauer fehlt natürlich nicht mit einem Urtheil über die Lügenhaftigkeit der Frau: „Die Natur hat dem Weibe nur ein Mittel gegeben, sich zu vertheidigen und zu schützen: die Verstellung. Die Verstellung ist ihnen allen angeboren, der dümmsten, wie der klügsten, und es ist für eine Frau so selbstverständlich zu lügen, wie für ein Thier, sich seiner natürlichen Waffen zu bedienen; ja sie fühlt sich dabei bis zu einem gewissen Grade ganz in ihrem Recht; daher ist es fast unmöglich, eine durch und durch aufrichtige Frau zu finden." „Die Frauen," sagt Zola, „sind nicht im Stande, etwas exakt zu berichten; sie belügen Jedermann, Richter, Geliebte, Kammerzofen, sich selbst sogar." Schon Seneca tadelt die Frau um ihrer Lügenhaftigkeit willen. Er sagte: „Das Weib empfindet auch beim Lügen keine Scham. Sie spricht die Unwahrheit aus, ohne zu erröthen, und selbst die geistig hochstehende bedient sich derselben zu guten Zwecken mit der größten Sicherheit." Wie Lombroso und Ferrero angeben, stimmt sogar eine Frau diesem Urtheil zu. Frau Mayo schreibt: schreibt: „Im weiblichen Diktionär ist Perfidie gleichbedeutend mit Takt; die Lüge erscheint dem Weibe gewissermaßen von einem Hauch der Tugend umflossen, eine Unwahrheit, die dazu bestimmt ist, irgend etwas Schweres, Bitteres zu erleichtern, heißt „fromme Lüge." In unserem Zeitalter, da die Frauen ihre Seele in ihren Werken offenbaren dürfen, und da sie gut zu sprechen und zu schreiben wissen, sollten sie doch einmal ihre eigenen Beobachtungen bezüglich der gemachten Vorwürfe der Oeffentlichkeit mittheilen, damit die Menschheit aufhört, die Frau nach der Meinung der Männer zu beurtheilen.

Eisenbahn-Fahrpläne.

Chicago und Northwestern Eisenbahn.

Ticket-Offices, 212 Clark-Straße. Tel. Central 721, Oakley Ave. und Wells-Straße Station.

	Abfahrt.	Ankunft.
„The Colorado Spezial", Des Moines, Omaha, Denver..	*10:00 Vm	*8:30 Nm
Des Moines, C. Bluffs, Omaha, Salt Lake, San Francisco, Los Angeles, Portland....	* 6:30 Nm *10:30 Nm	*7:42 Vm *9:30 Vm *8:30 Nm
Denver Omaha, Sioux City....	*10:30 Vm	*7.42 Vm
Sioux City, Omaha, Des Moines	* 5.30 Nm * 6:30 Nm *10:30 Nm	*6:55 Vm *9:02 Vm *8.30 Nm
Mason City, Fairmont, Clear Lake, Parkersburg, Traer..	* 5:30 Nm ‡10:30 Nm	*7:42 Vm †8:30 Nm
Northern Jowa und Dakotas..	‡ 5:30 Nm	¶9:02 Vm
Dixon, Sterling, C. Rapids...	†12:35 Nm	†2:25 Nm
Black Hills und Deadwood....	*10:30 Nm	*7:42 Vm
Duluth Limited..............	*10:00 Nm	*7:00 Vm
St. Paul, Minneapolis, Janesville, Madison, Eau Claire...............	* 9:00 Vm * 6:30 Nm *10:15 Nm	*9:30 Nm *12:25 Nm *9:45 Nm
Winona, La Crosse, Madison..	† 9:00 Vm	†6:05 Nm
Winona, La Crosse und Western Minnesota	† 3:00 Nm *10:15 Nm	†9:40 Nm *7:00 Vm
Fond Du Lac, Oshkosh, Neenah, Appleton, Green Bay	† 9:00 Vm †11:30 Vm	†6:10 Nm †1.15 Nm
Oshkosh, Appleton Jct........	* 5:00 Nm	*11:10 Nm
Green Bay und Menominee....	k 3:00 Nm	†4:10 Nm
Ashland, Hurley, Bessemer, Ironwood u. Rhinelander.	† 8:00 Vm * 5:00 Nm	¶7:30 Vm *9:30 Vm
Oshkosh, G. Bay, Menominee, Marquette u. L. Superior.	a 8:00 Vm * 8:00 Nm	†9:30 Nm *7:30 Vm
Green Bay, Florence Hurley..	*10:30 Nm	*7:30 Vm

Davenport, Rock Island — Abf. *10 Vm.. †12:35 Nm., *10.30 Nm. Davenport — Abf. †5.30 Nachm.

Rockford und Freeport — Abfahrt, †7:25 Vm., §8:45 Vm., †10:10 Vm., †4:45 Nm., §6:50 Nm., †11:40 Nm.

Rockford — Abf., *8 Vm., †9 Vm., §2:02 Nm., [illegible] Nachmittags.

Beloit und Janesville — Abf., †8 Vm., §4 Vm., *9 Vm., †4:25 Nm., †4:45 Nm., †5:05 Nm.; †6:30 Nm.

Janesville — Abf., †6:30 Nm., *10 Nm., *10:15 Nm.

Milwaukee — Abf., †3 Vm., §4 Vm., †7 Vm., †9 Vm., †11:30 Vm., †2 Nm., *3 Nm., *5 Nm., *8 Nm., *10:30 Nachmittags.

* Täglich; † ausg. Sonntags; § Sonntags; d Samstags; ¶ ausg. Montags; ‡ ausg. Samstags; a täglich bis Menominee; k täglich bis Green Bay.

West Shore Eisenbahn.

Vier limited Schnellzüge täglich zwischen Chicago u. St. Louis nach New York und Boston, via Wabash-Eisenbahn und Nickel-Plate-Bahn mit eleganten Ess- und Buffet-Schlafwagen durch, ohne Wagenwechsel.

Züge gehen ab von Chicago wie folgt:

Via Wabash.

Abfahrt 12.02 Mitt. — Ankunft New York 3.30 Nachm., Boston 5.00 Nachm.

Abfahrt 11.00 Abds. — [illegible]

Via Nickel Plate.

Abf. 10.35 Vorm. — [illegible]

Abf. 10.15 Abds. — [illegible]

Züge gehen ab von St. Louis wie folgt:

Via Wabash.

Abf. 9.10 Vorm. — [illegible]

Abf. 8.40 Abds. — [illegible]

Wegen weiterer Einzelheiten, Raten, Schlafwagen, Platz u. s. w. spreche man vor oder schreibe an

C. E. Lambert, General-Passagier-Agent, 5 Vanderbilt Ave., New York.

F. J. McCarthy, Gen. Western-Passagier-Agent, [illegible]

John W. Cook, Ticket-Agent, 205 S. Clark Str., Chicago, Jll.

Burlington-Linie.

Chicago-, Burlington- und Quincy-Eisenbahn. Tel. No. 3831 Main. Schlafwagen und Tickets in 211 Clark Str., und Union-Passagier-Bahnhof, Canal und Adams Str.

	Abfahrt.	Ankunft.
[illegible]	[illegible]	[illegible]

Illinois Central-Eisenbahn.

[illegible]

	Abfahrt.	Ankunft.
[illegible]	[illegible]	[illegible]

Chicago & Alton—Union Passenger Station.

Canal Straße, zwischen Madison und Adams Str. Ticket-Office, 101 Adams Str. Tel. Central 1767.

	Abfahrt.	Ankunft.
[illegible]	[illegible]	[illegible]

Nickel Plate. — Die New York, Chicago und St. Louis-Eisenbahn.

Bahnhof: Van Buren Str., nahe Clark Str., an der Hochbahnschleife. Alle Züge täglich.

	Abfahrt.	Ankunft.
[illegible]	[illegible]	[illegible]

MONON ROUTE—Dearborn Station.

Ticket Offices, 232 Clark Str. und 1. Klasse Hotels.

	Abfahrt.	Ankunft.
[illegible]	[illegible]	[illegible]

Baltimore & Ohio.

Bahnhof: Grand Central Passagier-Station; Stadt-Office: [illegible]

	Abfahrt.	Ankunft.
[illegible]	[illegible]	[illegible]

Chicago & Erie-Eisenbahn.



[illegible]

	Abfahrt.	Ankunft.
[illegible]	[illegible]	[illegible]

CHICAGO GREAT WESTERN RY.

"The Maple Leaf Route."

[illegible]

Telegraphische Depeschen.

(Geliefert von der "Associated Press.")

Inland.

Forderungen der Mächte von China!

Washington, D. C., 24. Dez. Wie schon kurz mitgetheilt, daß die gemeinsame Note der Pekinger Gesandten, resp. der chinesischen Regierung, jetzt im Wortlaut bekannt gegeben worden. Sie ist ein Schriftstück von etwa zwei Spalten und gibt zunächst die Geschichte der „Boxer"-Unruhen des letzten Sommers, der Ermordung des Gesandten v. Ketteler, der Belagerung der Legationen in Peking u. s. w. wieder. Dann heißt es weiter:

Da China seine Verantwortlichkeit anerkannt, sein Bedauern ausgesprochen und den Wunsch geäußert hatte, die durch die Ruhestörungen geschaffene Lage zu beenden, haben die Mächte beschlossen, seinem Wunsche Folge zu geben, und sich auf die folgenden unwiderruflichen Bedingungen geeinigt:

I.

1) Die Entsendung einer außerordentlichen Gesandtschaft mit einem kaiserlichen Prinzen an der Spitze nach Berlin, um das Bedauern Sr. Majestät des Kaisers von China und der chinesischen Regierung für die Ermordung Seiner Excellenz des verstorbenen Freiherrn v. Ketteler, des Gesandten von Deutschland auszusprechen.

2) Die Errichtung eines Denkmals auf dem Platze, wo die Ermordung stattfand, das dem Range des Verstorbenen entspricht und welches eine Inschrift in lateinischer, deutscher und chinesischer Sprache enthalten soll.

II.

1) Die schwerste Strafe für die Personen, die in dem kaiserlichen Erlaß vom 25. September 1900 bezeichnet wurden und von den Gesandten später bezeichnet werden.

2) Die Suspendirung (für fünf Jahre) aller amtlichen Prüfungen in allen Städten, in denen Ausländer ermordet oder grausamer Behandlung unterworfen wurden.

III.

Eine passende Entschädigung an Japan für die Ermordung des Herrn Sugyama.

IV.

Ein Sühnedenkmal soll von der chinesischen Regierung auf jedem ausländischen oder internationalen Friedhofe errichtet werden, der entweiht wurde oder dessen Gräber zerstört wurden.

V.

Die Aufrechterhaltung (unter Bedingungen, die noch zu vereinbaren sind) des Verbotes der Einfuhr von Waffen, sowie auch alles Materials, das ausschließlich zur Herstellung von Waffen und Munition gebraucht wird.

VI.

Passende Entschädigungen für Regierungen, Gesellschaften, Korporationen und Individuen, sowohl als auch für Chinesen, die während der jüngsten Vorgänge, während sie in Diensten der Ausländer standen, Schaden an ihrer Person oder an ihrem eigenthum gelitten haben. China soll Finanzmaßregeln annehmen, die den Mächten genehm sind, zum Zweck einer Garantie für die Bezahlung der erwähnten Entschädigungen und der Zinsen und die Tilgung der genannten Schuld.

VII.

Das Recht jeder Macht, eine Wache für ihre Legation zu halten und das diplomatische Quartier in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Chinesen haben kein Recht, in dem Viertel zu wohnen.

VIII.

Die Schleifung der Forts, die den freien Verkehr zwischen Peking und dem Meer verhindern können.

IX.

Das Recht der militärischen Okkupation gewisser Punkte, festzustellen durch ein Abkommen unter den Mächten, zu dem Zweck, den Verkehr zwischen der Hauptstadt und dem Meer aufrechtzuerhalten.

X.

Die chinesische Regierung soll während der Dauer von zwei Jahren in allen Unterpräfekturen einen kaiserlichen Erlaß veröffentlichen, der folgenden Punkte enthält:

1) Verbot bei Todesstrafe, einem antifremden Verein anzugehören; 2) Aufzählung der Strafen, die die Schuldigen betroffen haben, gleichzeitig das Verbot der Ausübung aller öffentlichen Exekutionen in den Städten, in denen Ausländer ermordet oder grausamen Behandlungen unterworfen wurden; und 3) ferner, daß ein kaiserlicher Erlaß ausgeschickt und im ganzen Reich veröffentlicht wird, daß die General-Gouverneure, Vizekönige und alle Provinzial- oder Lokalbeamte für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich gehalten werden sollen, und daß im Falle erneuter antifremder Unruhen oder irgend welcher Zuwiderhandlungen gegen den Vertrag, die nicht sofort unterdrückt werden, und im Falle die schuldigen Personen nicht bestraft werden, die betreffenden Beamten sofort abgesetzt und für immer für unfähig erklärt werden sollen, irgend ein Amt zu bekleiden oder einen Rang zu erhalten.

XI.

Die chinesische Regierung soll unterhandeln wegen Zusätzen zu den Handels- und Schifffahrtsverträgen, die den auswärtigen Mächten nützlich sind, ferner in anderen Sachen, die auf die Handelsbeziehungen Bezug haben, um dieselben zu erleichtern.

XII

Die chinesische Regierung soll feststellen, in welcher Weise die Abtheilungen für ausländische Angelegenheiten reformirt und das Hofzeremoniell bezüglich des Empfanges der ausländischen Vertreter, wie es die Mächte bestimmen mögen, modifizirt werden soll.

Bis die chinesische Regierung sich mit den obigen Bedingungen einverstanden erklärt hat, stellen die unterzeichneten Mächte keinen Termin in Aussicht, wann die Stadt Peking und die Provinz Tschili von den Mächten geräumt werden wird.

Der Postsack war ausgeraubt.

Helena, Mont., 24. Dez. Der registrirte Postsack, der schon Freitag Nacht auf dem Wege vom Postamt dahier nach dem Postwaggon der Great Northern-Bahn verschwand, ist in einem Erzgrabungsloch an Fuller Ave. gefunden worden, war jedoch seines ganzen Inhalts entleert. Der Sack war mit einem Stück Blech und einigen alten Zeitungen zugedeckt. Ein zwölfjähriger Junge war der Finder. Unter den geraubten Sachen, welche der Postsack enthielt, waren offenbar auch Ringe und Juwelen. Wie hoch sich der Verlust im Ganzen beläuft, konnte noch nicht festgestellt werden. Die Sache wird weiterverfolgt.

Philippinen-Nachrichten.

Manila, 24. Dez. Bei einem Kampf, welcher am Mittwoch in der Provinz Albay zwischen 60 Mann vom 9. Kavallerieregiment und einer Abtheilung Philippiner stattfand, haben die Letzteren, amerikanischer Angabe zufolge, 45 Todte und viele Verwundete gehabt, die Amerikaner nur einen Verwundeten. Wie es scheint, waren die Filipinos nur mit Bolos bewaffnet. Die Nachricht über dieses Gefecht konnte erst mit einem Dampfer hierher gebracht werden, da die Philippiner die Telegraphenleitung zerstörten.

Die vor Kurzem hier gegründete Autonomisten-Partei (Freunde der Zugehörigkeit an die Ver. Staaten, aber mit Selbstverwaltung) hielt gestern eine Versammlung ab und nahm das Programm nach kurzer Debatte an.

Ausland.

Deutsch-Oesterreichischer Reis-„Trust".

Bremen, 24. Dez. Die Lage der deutschen und der österreichischen Reis-Mühlen ist eine derartige — nach Ansicht der betreffenden Industriellen — daß nur eine engere Vereinigung geschäftliches Gedeihen sichern kann. Daher bilden die Rickmers'schen Reis-Mühlen in Bremen und die Continental-Reismühlen in Oesterreich jetzt ein Syndikat, das den Ankauf von Rohmaterial, sowie die Verkäufe im Inland und im Ausland regeln wird.

Ferner wird auch ein „Trust" der Walzwerke in Essen, sowie der Kupferdraht-Fabriken in Berlin angekündigt!

Berlin's Einwohnerzahl.

Berlin, 24. Dez. Nach dem neuesten Zensus hat Berlin, mit Einschluß der Vorstädte, 2,469,676 Einwohner, gegen 2,076,946 im Jahre 1895.

Weiteres von den „Spielhagen-Banken".

Berlin, 24. Dez. Die Presse wimmelt noch immer von Auslassungen über die Bankkrache, welche neben dem Sternberg-Prozeß die Hauptsensation der ganzen verflossenen Woche waren. Jahrelang trieben die gewissenlosen Direktoren der Preußischen Hypothekenaktien-Bank und der Preußischen Grundschuld-Bank ihr Spiel, und ihre Opfer waren meistens „kleine Leute". Daß die verbrecherische Wirthschaft so lange anhalten konnte, wird nur dadurch erklärlich, daß im „Aufsichtsrath" zwar hochachtbare, aber mit dem Bankgeschäft überhaupt nicht vertraute Männer saßen, deren Name einfach als moralische Deckung benutzt wurde. Es wurden bekannte Schriftsteller und Gelehrte gewählt, wie Friedrich Spielhagen und Dagobert von Gerhardt (Gerh. v. Amyntor). Ferner gehörten dem Aufsichtsrath Generalkonsul Heinrich Schmidt, der Bremer Bankier Konitzki, der Direktor des Zoologischen Gartens Heck, Rechnungsrath Fetzer, Kanzleirath Marsmann, Oberstleutnant v. Wiedner, der Breslauer Bankier Theodor Schwarz, der Stettiner Rechtsanwalt Zelter an. Die meisten dieser Herren hatten vom Bankgeschäft keine Ahnung, merkten deshalb das Treiben der Direktoren nicht, und wenn wirklich einmal einer Verdacht schöpfte, wußten die Direktoren die Prüfung der Bücher durch Sachverständige zu hintertreiben.

Der verhaftete Kommerzienrath Sanden war früher gewöhnlicher Schreiber und ist jetzt dreißigfacher Millionär. Er zahlte jährlich 50,000 Mark Steuern und war der höchstbesteuerte Bürger von Potsdam. Im Haushalte hatte er 17 Bedienstete. Sein ganzes Vermögen überschrieb er seiner Frau und seinen sechs Kindern, und der Raub wurde ins Ausland in Sicherheit gebracht. Als in den Blättern der erste Verdacht gegen die Banken auftauchte, suchte Sanden diesen zu pariren, indem er ausrief: „Die Juden wollen mir meine Banken verderben." Als er verhaftet wurde, rief ihm die Gattin nach: „Geh mit Gott."

Die Verhaftung des, dem Direktorium bei den Banken angehörenden Bankiers Wassiesky erfolgte im Tiroler Kurort Meran, wo er mit der Familie auf großem Fuße lebte. Weitere Verhaftungen stehen bevor.

Sternberg-Prozeß-Nachträge.

Berlin, 24. Dez. Zum Urtheil gegen den Bankier Sternberg wegen Sittlichkeits-Verbrechens ist noch zu bemerken, daß ihm sechs Monate Untersuchungshaft auf die Strafzeit abgerechnet werden, seine Strafhaft also höchstens zwei Jahre betragen wird. Die, der Beihilfe angeklagte 18jährige, unverehelichte Augusta Wender wurde zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Dagegen wurde die verehelichte Kassiririn Anna Scheding, welche angeklagt war, Schritte unternommen zu haben, um Sternberg der Bestrafung zu entziehen, freigesprochen. Sternberg wird wahrscheinlich gegen das Urtheil appelliren.

Interessant ist auch, daß die Gläubiger der, von New York herübergekommenen „Masseuse" Fischer sofort auf die Zeugengebühren derselben gerichtlich Beschlag legen ließen. Daran hatte die „gerissene" Dame offenbar nicht gedacht, sonst wäre sie wohl lieber in New York geblieben.

Ein Hohn auf jedes sittliche Gefühl war es, daß gestern auf den Straßen Sternberg-Postkarten verkauft wurden, welche den bekannten Ausspruch Jesu im Evangelium St. Lucä (Kapitel 18, Vers 16) enthielten: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!" Diese unerhörte Blasphemie rief eine ungeheure Entrüstung hervor, aber die Polizei war auch schnell bei der Hand und konfiszirte die Postkarten.

Der Tod des vom Dienste suspendirten Polizeidirektors v. Meerscheidt-Hüllesem, der beinahe gleichzeitig mit dem Urtheil in dem Sternberg-Prozeß verkündet wurde, machte großes Aufsehen. Das Publikum glaubte natürlich sofort, daß Meerscheidt-Hüllesem Selbstmord begangen habe, aber die Aerzte bezeichneten als Todesursache einen Schlaganfall.

Der unerbittliche Kohlen-„Trust".

Berlin, 24. Dez. Das Syndikat der deutschen Kohlengruben-Besitzer hat die Produktion um 10 Prozent eingeschränkt, während die deutsche Industrie unter dem Kohlenmangel leidet! Die Angelegenheit wird im Reichstag bei nächster Gelegenheit zur Sprache gebracht werden.

Telegraphische Notizen.

Inland.

— Ein Wirbelsturm richtete in einem Thal von Alabama bedeutenden Schaden an. Mindestens zwei Personen wurden getödtet.

— Bei Texarkana, Ark., entgleiste ein Personenzug der Texas & Paicfic-Bahn theilweise, indem die Lokomotive gegen eine Kuh rannte. Der Lokomotivführer wurden getödtet, und der Heizer schwer verletzt.

— Aus Scranton, Pa., wird gemeldet, daß die 300 Angestellten der elektrischen Bahn im Wyoming-Thal an den Streik gegangen sind, und der ganze Straßenbahnverkehr stockt. Die Streiker verlangen zehnstündigen Arbeitstag mit Lohnerhöhung.

— P. T. Stevens' Bank in Montfort, Wis., wurde von vier Einbrechern besucht, welche den Geldschrank mit Nitroglyzerin aufsprengten. Ein Nachbar hörte die Explosion und verscheuchte mit „Feuer"-Rufen die Einbrecher. Diese entflohen auf einer Bahn-Draisine, wurden jedoch von 7 Bürgern auf einer anderen Draisine verfolgt und endlich gefangen genommen.

— In der Illinoiser Staatslegislatur soll, bei ihrem Zusammentritt im neuen Jahre, eine Vorlage eingebracht werden, wonach Entführung, wenn sie behufs Erpressung von Lösegeldern erfolgt ist, mit dem Tode bestraft werden soll. Die Kunde hiervon hat auch Mitglieder der Indiana'er Staatslegislatur auf die Absicht gebracht, einen solchen Entwurf einzureichen.

— Valentin Lehr, der 12jährige Sohn von John Lehr, einem angesehenen Bürger von Hecker, Ill., starb an der Tollwuth. Der Knabe war vor neun Monaten von einem bösartigen Hunde gebissen worden. Die Wunden heilten wieder und es zeigten sich weiter keine Folgen, bis dieser Tage der Knabe in der Schule plötzlich von Tollwuth befallen wurde. Ein ähnlicher Fall im County St. Clair ist derjenige der Frau Frank Green in Bloody Island.

— Bei einem Weihnachtsfest in einer öffentlichen Schule in New York, an N. Moore und Varick Str., kam die 14jährige Carrie Hadley, welche den Santa Claus spielte, einer Gasflamme nahe, und ihr baumwollener Hut gerieth in Brand. Sie sprang vom Podium und setzte dabei auch die Weihnachtsbäume in Brand. Eine Lehrerin, welche das brennende Kind umschlang und auf den Boden legte, wurde mit knapper Noth vom Feuertode gerettet; aber Frl. Hadley wurde tödtlich verletzt.

Ausland.

— Auf dem deutschen Linienschiff „Württemberg" hat einer der dort bediensteten Aerzte Selbstmord begangen.

— Nach neuester Angabe wird der wiedergenesende Zar Nikolaus nicht vor Mitte Januar von Livadia abreisen.

— In den belebtesten Berliner Straßen wird jetzt das „Trolley"-System an Stelle des bisherigen Akkumulatoren-Systems eingeführt.

— In der schwedischen Hauptstadt Stockholm hat man gegenwärtig das mildeste Weihnachtswetter seit vielen Jahren.

— Es steht jetzt fest, daß auf der Rhede von Taku, China, kein einziges deutsches Schiff eingefroren ist. „Palatia" ist inzwischen in Tsingtau angekommen.

— Graf Zeppelin, der Luftschiff-Erfinder, wird nächstdem in der deutschen Kolonialgesellschaft einen Vortrag über die Nutzbarmachung seines Luftschiffes halten.

— Der Dockarbeiter-Streik in Genua, Italien, ist zu Ende gekommen, indem die Regierung ankündigte, daß sie eine Neubildung des Büreaus der Arbeiter-Unions gestatten werde.

— Im Befinden des ernstlich erkrankten Prinzen Oskar, ältesten Sohnes des Kronprinzen von Schweden-Norwegen, ist eine bedeutende Besserung eingetreten.

— Der Sturm im britischen Kanal hat sich wieder etwas gelegt. Fünf Shetland-Fischerboote werden vermißt, und man fürchtet, daß ihre 27 Insassen umgekommen sind.

— In Kiel ist Oberleutnant zur See Butterlin, zuletzt zum Dienst auf dem Linienschiff „Sachsen" kommandirt, wegen Unterschlagung verhaftet und in das Militärgefängniß abgeführt worden.

— Kaiser Wilhelm besuchte Sonntagnachmittag den von seiner süddeutschen Besuchsreise zurückgekehrten Kanzler Bülow und überreichte ihm die Insignien des Schwarzen Adlerordens.

— Man glaubt in Stockholm, daß der, seit Kurzem verschwundene Snoilsky, Militär-Attaché der schwedischen und norwegischen Gesandtschaft in Berlin, geistesgestört gewesen sei.

— Graf v. Mirbach, Oberhofmeister der deutschen Kaiserin, dessen Stellung anläßlich der Bankkrache erschüttert ist (wie schon in der „Sonntagpost" näher berichtet) hat sich auf Urlaub begeben; man zweifelt, ob er auf seinen Posten zurückkehren wird.

— Unweit Gothenburg, Schweden, scheiterte das Segelschiff „Iverra", und 7 Matrosen ertranken. Drei Matrosen gelang es, eine unbewohnte Insel zu erreichen, wo zwei derselben starben; der Dritte wurde noch lebend aufgefunden.

— Die verflossene Woche war für die Berliner Börse wieder keine sehr erfreuliche. Gleich anfangs der Woche ereignete sich infolge der Ankündigung von einer Beschränkung der Kohlenförderung ein Preissturz in Eisen- und Kohlenaktien. Gegen Ende der Woche erholten die Preise sich jedoch etwas.

— Die Londoner „Daily Expreß" meldet, Rußland habe Rumänien eine Anleihe von 16 Millionen Dollars zur Unterdrückung der Finanzkrise angeboten; doch sei das Anerbieten ausgeschlagen worden, weil Bedingungen daran geknüpft gewesen seien, welche die Unabhängigkeit Rumäniens gefährdet haben würden.

— Der polnische Romandichter Henrik Sienkiewicz beging in Warschau sein 30jähriges Schriftsteller-Jubiläum. In dem Rathhause wurde ihm der Besitztitel des Familiengutes der Sienkiewicz in Oblegorek überreicht, wo der Dichter geboren, das aber in andere Hände übergegangen war und jetzt von seinen Verehrern zurückgekauft worden ist.

— Dem, aus Peking nach Wien zurückgekehrten früheren Legationssekretär Dr. v. Rosthorn, der zur Zeit der Belagerung der Gesandtschaften österreichischer Geschäftsträger war, ist ebenso wie seine Gemahlin vom Kaiser Franz Josef eine eigens für sie geprägte goldene Kriegsmedaille überreicht worden. Frau v. Rosthorn hat für ihren damals gezeigten Heldenmuth bereits den Elisabeth-Orden 2. Klasse erhalten.

— Aus Konstantinopel wird gemeldet: Die Irade, welche zur Unterzeichnung des Kontraktes für den Bau eines Kreuzers für die türkische Flotte durch die Cramp'sche Schiffsbaugesellschaft ermächtigt, ist noch nicht erlassen worden. Auch die Anzahlungssumme von 100,000 Pfd. St. ist noch nicht hinterlegt worden. Es hat sich herausgestellt, daß die deutsche Botschaft bei der Pforte dagegen protestirt hat, die Firma Cramp zu bezahlen, ehe der Betrag, den Krupp für Flottengeschütze zu fordern hat, beglichen ist.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

Hongkong: China von San Francisco; Victoria von Vancouver.
Manila: Almond Branch von San Francisco.
San Francisco: Strathgyle von Manila; McCulloch von Port Angeles; America Maru von Hongkong u. s. w.
Genua: Columbia von New York.
Glasgow: Sardinian von Montreal.
Manila: Port Stephens nach San Francisco.

Abgegangen.

San Francisco: Coptic nach asiatischen Häfen.
Queenstown: Etruria, von Liverpool nach New York.
Southampton: Prinzregent Luitpold, von Bremen nach New York.
Antwerpen: Kensington nach New York.
Am Lizard vorbei: New York, von Southampton nach New York.

Lokalbericht.

Gefährliches Pflaster.

Das Glatteis ließ gestern mehrere Personen zu Schaden kommen.—Ein Mann zu Tode gerädert.

Die Eiskruste, welche gestern die Bürgersteige und das Straßenpflaster überzog, ist für fünf Personen verhängnißvoll geworden. Eine derselben fand einen gewaltsamen Tod, die übrigen wurden mehr oder minder schwer verletzt. Der ums Leben Gekommene, nach Annahme der Polizei ein gewisser Hans Peterson, wartete an 88. Straße und South Chicago Ave. auf einen Wagen der elektrischen Bahn. Als er denselben besteigen wollte, glitt er auf dem schlüpfrigen Pflaster aus und fiel direkt vor die Räder. Ehe noch der Motorführer die Car zum Stehen bringen konnte, war der Unglückliche zu Tode gerädert worden. Man schaffte die Leiche nach O'Donnells Morgue, 6328 Cottage Grove Ave. An der Person des Todten fand man ein Notizbuch, in dem der Name Hans Peterson stand, sonst aber nichts, was über die Person des Verunglückten hätte Aufschluß geben können.

Die übrigen, durch das Glatteis zu Schaden gekommenen Personen sind:

Michael Hoffmann, Nr. 814 Thome Ave. wohnhaft und Detektive der Zentral-Polizeistation; kam an Randolph und LaSalle Str. zu Fall und brach das rechte Bein.

Frau William Hall, in den Ozark Flats, 35. Straße und Wabash Ave. wohnhaft; that an 35. und State Str. einen Fall, verletzte sich aber nur leicht.

Frau Frank Warren, kam in der Nähe ihrer Wohnung an 26. Straße und Calumet Ave. zu Fall, glücklicher Weise ebenfalls ohne erheblichen Schaden davonzutragen.

Frau Aaron Wilson, im Park Gate Hotel an 63. Straße und Stony Island Ave. wohnhaft, glitt auf dem Perron der Illinois Zentral-Bahn an 63. Str. aus und mußte nach Hause geschafft werden.

Von seiner eigenen Lokomotive wurde gestern der in Diensten der Great Western-Bahn stehende und No. 2566 Harvard Straße wohnhafte Lokomotivführer Guy Correll überfahren und so schwer verletzt, daß ihm wahrscheinlich das rechte Bein wird abgenommen werden müssen. Correll bemerkte, daß die Laterne seiner Lokomotive nicht in Ordnung war und kroch längs des Kessels der Lokomotive nach vorn, um eine Untersuchung anzustellen. Dabei verlor er das Gleichgewicht und fiel so unglücklich, daß er mit dem rechten Bein unter die Räder gerieth. Man schaffte ihn nach dem Westseite-Hospital.

Glimpflicher lief ein Unfall ab, der gestern einen anderen Bahnbediensteten, den 28 Jahre alten und No. 908 Turner Ave. wohnhaften Louis Stebbins betraf, der als Aufseher in den Frachthöfen der Burlington-Bahn beschäftigt war. Stebbins stand auf dem Trittbrett einer Rangirlokomotive und glitt an Stewart Ave. aus. Er wurde in den Straßenbahngraben geschleudert und erlitt schwere, aber nicht tödtliche innerliche Verletzungen, die seine Ueberführung nach seiner Wohnung nöthig machten.

Auf der Kreuzung an Perry Ave. in Austin trat John Flemming, 522 North Park Ave. wohnhaft, gestern Abend gerade in dem Augenblick auf das Geleise der Lake Straße-Hochbahn, deren Züge dort auf ebener Erde laufen, als ein Zug dahergefahren kam. Flemming konnte nicht mehr zur Seite springen und wurde so wuchtig zur Erde geschleudert, daß er bewußtlos liegen blieb. Im County-Hospital, wohin der Verunglückte geschafft wurde, erklärten die Aerzte seine Verletzungen für nicht lebensgefährlich.

Goldenes Hochzeitsfest.

Im Kreise ihrer Nachkommen und zahlreicher Freunde feierten gestern Herr und Frau Abraham Raphael in ihrer Wohnung, 429 Park Ave., die 50. Wiederkehr des Tages, an welchem sie sich die Hand zum Bunde für das Leben reichten. Das Jubelpaar, welches die Last seiner Jahre mit seltener körperlicher und geistiger Frische trägt, erblickte das Licht der Welt in einem Landstädtchen Westpreußens, wo es im Dezember des Jahres 1850 heirathete. Fünf Jahre später wanderte das Paar nach Amerika aus und ließ sich hier nieder, wo es seither ununterbrochen gewohnt hat. Herr Raphael eröffnete eine Schneiderwerkstätte und ist in diesem Geschäft bis zum heutigen Tag thätig geblieben; zur Zeit befindet sich sein Laden an Western und Park Ave. Dem glücklichen Bund entsprossen sieben noch lebende Kinder, zwei Knaben und fünf Mädchen, und das Jubelpaar hat 16 Enkel und einen Urenkel.

Räubernest ausgehoben.

Beamten der Rawson Str.-Revierwache machen einen ausgezeichneten Fang.

Im Hause No. 55 Tell Place erwischte gestern die Mannschaft der Rawson Str.-Revierwache eine Räuberbande, welche in der letzten Zeit bei Einbrüchen auf der Nordwestseite reiche Beute machte. Anzüge und andere Kleidungsstücke im Werthe von $1000 fielen der Polizei in die Hände und sind von ihren rechtmäßigen Eigenthümern bereits reklamirt worden. Unter den drei, in dem genannten Hause verhafteten Insassen befindet sich „Con" Rekowski, angeblich ein notorischer Dieb, auf den die Polizei schon seit einem Monat gefahndet hatte. Er soll einer gewissen Polly Cray, 19 N. Peoria Str. wohnhaft, Diamanten im Werthe von $1000 gestohlen haben.

Am Freitag wurde in den Kleiderladen von Dav. Suffrin, 827 Milwaukee Avenue, eingebrochen und die Räuber führten Anzüge im Werthe von $700 in einem Wagen mit sich fort. Die Detektives Schultz und Sullivan von der Rawson Straßen-Revierwache, die mit der Aufspürung der Thäter beauftragt wurden, ermittelten, daß in der Nacht vor dem Einbruch ein Milchwagen im selben Distrikt gestohlen worden war. Vorgestern Nacht nun erfuhren die Beamten, daß sich der Wagen in der Stallung von Stanley Meger, 638 Holt Place, befinde. Gerade, als die Detektives durch eine Thür in den Stall traten, fuhr Meger mit dem Wagen durch die andere Thür hinaus. Statt zu halten, wie die Beamten ihm befahlen, schlug Meger auf den Gaul ein, und fuhr im Galopp davon. Als Schultz hinter Meger her schoß, sprang dieser in voller Fahrt vom Wagen ab und entkam in der Dunkelheit. Die Detektives brachten den Wagen nun nach ihrer Revierwache, wo man in dem Gefährt die aus dem Einbruch in den Suffrin'schen Laden stammenden Anzüge, sowie Kleidungsstücke im Werthe von $300 fand, welche aus der Schneiderwerkstätte von Frank Matusik, 51 Emma Str., gestohlen worden waren.

Gestern Abend wurde die Polizei davon benachrichtigt, daß Meger und seine Spießgesellen in dem Hause 55 Tell Place zu finden seien, worauf die beiden genannten Detektives und die Polizisten Hohne und Slopokowski mit ihrer Festnahme betraut wurden. Sie besetzten die Zugänge, und einer der Beamten betrat mit gezogenem Revolver das Haus. Nach hartem Kampf wurden Meger, Rekowski und ein anderer Desperado überwältigt und gefesselt nach der Revierwache abgeführt.

In der Person von James Mahoney, alias Manning, welcher am Samstag zu später Nachtstunde in dem Hause 329 State Str. verhaftet wurde, behauptet die Polizei, einen der gewiegtesten und gefährlichsten Einbrecher des ganzen Landes dingfest gemacht zu haben. Wie der Detektivehäuptling Colleran erklärt, hat Mahoney seine Hand bei dem kürzlich verübten Einbruch in die Wohnung des Ex-Kriegsministers Alger in Detroit im Spiel gehabt, bei welchem den Räubern Silbergeräth im Werthe von $2000 in die Hände fiel. Ein Theil der Beute wurde, in einem Handkoffer verpackt, unter Moloney's Adresse per Expreß hierhergesandt. Als Maloney die Sendung behob, erregte er den Verdacht der Expreßbeamten, welche die Polizei benachrichtigten. Maloney leugnet nicht, daß er den Koffer abholte, will aber nicht angeben, wo er die in demselben verschickten Werthsachen versteckt hat.

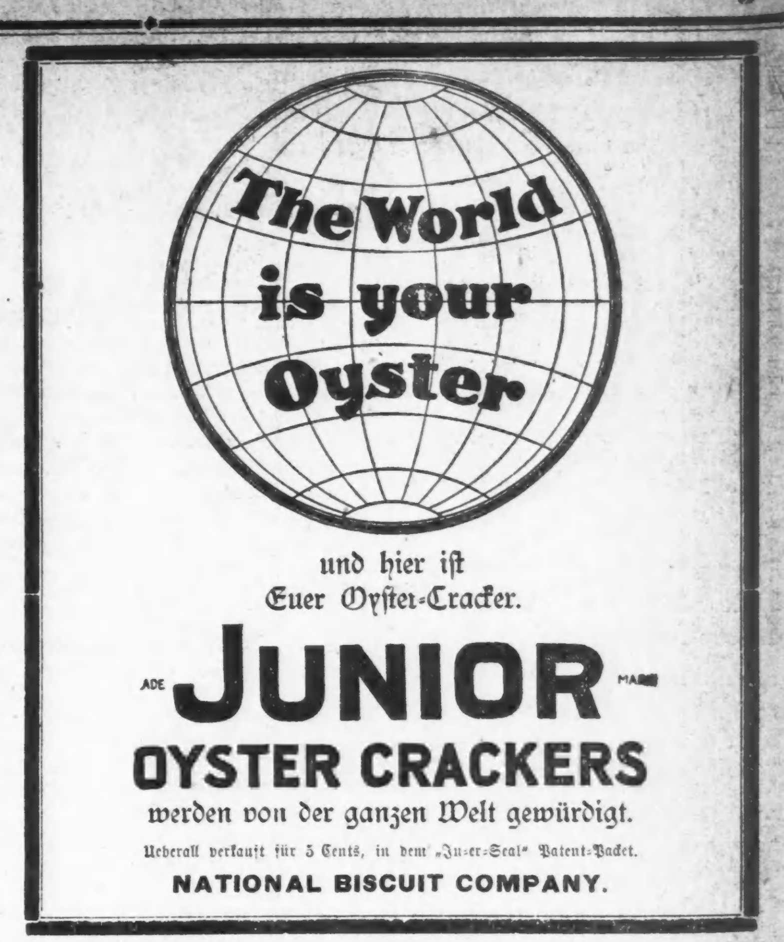
Für politische Bethätigung.

Im großen Saale des Baugewerkschafts-Rathes fand gestern eine Arbeiter-Versammlung statt, in welcher als Hauptredner der Vorsitzer des Gewerkschaftsbundes von England auftrat, Peter Curran, der dem Jahres-Konvent der American Federation of Labor als Bruderschafts-Delegat beigewohnt hat. — Herr Curran führte aus, es sei den Gewerkschaftlern in England nachgerade klar geworden, daß sie ihr Ziel, dem Arbeiter die Früchte seines Fleißes möglichst unverkürzt zu sichern, auf dem Wege des Streiks nicht erreichen können. Sie hätten deshalb angefangen, sich eine Vertretung in der gesetzgebenden Körperschaft des Landes zu sichern, und zwar schickten sie nicht etwa irgend welche „guten Kerle" von der anderen Seite in's Parlament, sondern ihre eigenen Leute.

In ähnlichem Sinne wie Curran sprach nach diesem auch der Advokat Thomas J. Morgan, der bekanntlich von Hause aus Maschinenbauer ist und in der lokalen Gewerkschafts-Bewegung lange eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Einbrecher verscheucht.

Zum dritten Male in den zwei letzten Monaten machte ein Einbrecher gestern den Versuch, sich Einlaß in das Haus von Frau E. L. Blivens, 2 Aldine Square, zu verschaffen, wurde aber durch das Dienstmädchen verscheucht. Dasselbe hörte gestern, kurz vor 2 Uhr Morgens, Schritte im Hinterhof des Gebäudes, und erblickte, als sie durch die Vorhänge ihres Zimmers spähte, einen Mann, der sich an der Hinterthüre zu schaffen machte. Sie weckte ihre Dienstherrin, die ihrerseits ihre zwei Söhne in Kenntniß setzte. Mit Revolvern bewaffnet, eilten diese in den Hof, der Einbrecher hatte jedoch Lunte gerochen und sich bereits in Sicherheit gebracht.



Weihnachts-Festlichkeiten.

Deutsche Vereine schaaren sich um den Tannenbaum.

Der Aurora-Turnverein theilt allen seinen Freunden und den Eltern der Turnschüler mit, daß er sein diesjähriges Weihnachts-Fest, bestehend aus Schauturnen, Kinderbescheerung, Konzert und Ball, morgen, Nachm. 4 Uhr beginnend, in Schönhofens großer Halle, Ecke Milwaukee und Ashland Ave., abhalten wird. Es soll bei dieser Gelegenheit ein genußversprechend zusammengestelltes Programm zur Durchführung kommen. Die einzelnen Nummern desselben sind:

1. Ouverture .... Rossows Orchester
2. Hantelübungen .... 1. Knabenklasse
3. Marsch. .... Trommler-, Pfeifer- und Hornistenkorps
4. Wettspiele .... 2. Knabenklasse
5. Turnen am Reck .... 1. Riege, Zöglinge
6. Fackelreigen .... 1. Mädchenklasse
7. Marsch .... Orchester
8. Akrobatische Uebungen am Trapez .... W. Mueller und J. Plencler
9. Ouverture, ... Trommler-, Pfeifer- und Hornistenkorps
10. Freiübungen und Hüpfarten .... 2. Mädchenklasse
11. Kugelstabübungen .... Damenklasse
12. Turnen an den Schaukelringen .... Zöglingsklasse

Hierauf Bescheerung sämmtlicher Turnschüler.

Eintrittskarten kosten 25 Cts. im Vorverkauf, an der Kasse 35 Cents. Mitglieder haben freien Zutritt.

Die Weihnachtsfeier des Turnvereins Lincoln findet morgen Abend in der Lincoln-Turnhalle, an Diversey Boulevard nahe Sheffield Ave., nach folgendem Programm statt:

1. Ouverture .... Orchester
2. Aufmarsch der Turnschüler
3. Ordnungsübungen, Gesang und Spiel. .... 1. Knabenklasse
4. Springen am Federbrett .... Zöglinge
5. Stabübungen .... 3. Knabenklasse
6. Keulenschwingen .... Zöglinge
7. Ordnungs- und Freiübungen .. 1. Mädchenklasse
8. Hantelübungen .... 2. Knabenklasse
9. Freiübungsreigen .... 2. und 3. Mädchenklasse
10. Weihnachts-Aufführung durch Kinder der Turnschule.
11. Weihnachts-Bescheerung für die Turnschüler durch die Damensektion.

Nach der Bescheerung erfolgt die Verloosung des Weihnachtsbaumes, und mit einem flotten Familienball wird die Festlichkeit beschlossen werden. Eintritt 25 Cts die Person.

Ebenfalls am ersten Festtage veranstaltet der Turnverein Vorwärts in seiner neuen Halle, No. 1168—70 W. 12. Str., seine Weihnachtsfeier nebst Bescheerung der Kinder. Für die Feier ist folgendes Programm aufgestellt worden:

1. Marsch und Freiübungs-Reigen der kleinen Knaben von 6 bis 11 Jahren.
2. Keulenschwingen und Freiübungen der 2 Knabenklasse, 11 bis 14 Jahre.
3. Hantelübungen der Zöglinge von 14 bis 18 Jahren.
4. Gesangsreigen der kleinen Mädchen von 6 bis 10 Jahren.
5. Tanzreigen mit Reifen, Mädchenklasse von 10 bis 14 Jahren.
6. Turnen am Barren, 1. Riege der Zöglingsklasse, 14 bis 18 Jahre.
7. Turnen an der Wippe .... Damenklasse
8. Turnen am Reck .... 1. Riege der Aktiven
9. Turnen an Ringen .... 1. Riege der Aktiven

Auch die Vergnügungssektion des deutschen Kriegervereins hat den Knecht Ruprecht auf morgen, Dienstag, bestellt, damit er allen Großen und Kleinen, die sich zu der Weihnachtsfeier in Uhlichs Halle einfinden werden, schöne Geschenke bescheere. Auch an sonstigen geselligen Freuden wird es nicht fehlen, und die Verloosung von verlockenden Gegenständen wird voraussichtlich allerlei freudige Ueberraschungen bringen. — Anfang 3 Uhr Nachmittags. Eintrittskarten nur 15 Cts. im Vorverkauf, an der Kasse 25 Cts. die Person.

Die Südseite-Turngemeinde hat auf morgen Abend ihre zahlreichen Freunde zu Gaste geladen zu der großen Weihnachtsbescheerung der Zöglinge, welche, um punkt 8 Uhr beginnend, in der Südseite-Turnhalle, Nr. 3143—3147 State Str., stattfinden und mit einem flotten Ballfest zum Abschluß gebracht werden soll. Ein reichhaltiges, abwechslungsreiches Unterhaltungsprogramm ist aufgestellt worden, so daß den zahlreich zu erwartenden Besuchern der Abend überaus vergnügt und wohl allzuschnell vergehen wird.

* Andrew Ulrich, 1228 Fulton Str. wohnhaft, erlag heute im St. Lukas Hospital den Verletzungen, die er davontrug, als er vorgestern durch einen Eisenbahnzug überfahren wurde.

Deutsches Theater.

„Bruder Martin", Volksstück mit Gesang in vier Akten.

Die Verwaltung des „Alexianer-Hospitals", welche sich mit der Absicht trägt, ihr neues Hospital in Bälde durch einen Anbau vergrößern zu lassen, und die ihre Anstalt binnen einigen Jahren durch den Ankauf des Nachbargrundstückes noch bedeutend erweitern will, würde im Interesse ihrer Kasse gut thun, sich von Direktor Wachsner gelegentlich den „Bruder Martin" auszuleihen, und zwar mit der vollständigen Besetzung von gestern Abend. Das Costa'sche Volksstück ist eine ansprechende Verherrlichung des gemüthlichen, klugen und gutherzigen Klosterbruders, der unter seinen Leuten als Berather und Freund herumgeht und jeder Zeit bemüht ist, Alles zum Guten zu kehren. Großer Kummer wird in dem Stücke dem braven Mönch von zwei Ehepaaren bereitet, und zwar von den Müllersleuten Kernlinger und von dem dalketen Schneider Würmerl und seiner zungenfertigen Stanzi.

Bei der gestrigen Aufführung des Stückes lagen die beiden dankbarsten Rollen desselben, die des Bruders Martin und des Schneiders Würmerl in den Händen der Herren Donat und Kreiß. Beide verstanden es aus dem Grunde, daraus Alles zu machen, was sich machen läßt. Für den Applaus, den sie scheffelweise eingeheimst haben, werden sie heute bei ihrer Rückreise nach Milwaukee wahrscheinlich haben Ueberfracht zahlen müssen.

Frl. Wirth, Frl. Lobe und Frau Richard, sowie die Herren Lindikoff, Hartzheim, Blumenau und Pechtel vervollständigten den wohlthätigen Gesammteindruck der Vorstellung, welcher durch ein etwas buntes Gemisch von Dialekten, das dabei zum Vorschein kam, nur wenig beeinträchtigt wurde. Die Regie wurde von Herrn Donat geführt, und zwar auf das Trefflichste.

Für kommenden Sonntag stehen auf dem Spielplane der Einakter „Weihnachten", von Roderich Benedix, und eine Bearbeitung des Scribe'schen Lustspieles „Frauenkampf", von Olfers.

Aus dem Fluß gefischt.

Der 60jährige G. R. Malone von Aurora hätte beinahe ein nasses Grab gefunden.

Als gestern Mittag Frau G. R. Malone der Polizei mittheilte, daß ihr 60 Jahre alter Gatte seit mehreren Stunden spurlos verschwunden sei, hatte sie keine Ahnung davon, daß er bewußtlos im Alexianer-Hospital darniederliege, nachdem er um 5 Uhr Morgens um ein Haar ein nasses Grab im Fluß gefunden hätte. Malone, der in Aurora, Ill., wohnt, weilte seit mehreren Tagen in Chicago und wollte gestern mit einem Frühzug der Northwestern Bahn in Begleitung seiner Frau nach Hause zurückkehren. Am Bahnhof verließ Malone seine Gattin mit dem Bemerken, daß er in einigen Minuten wieder bei ihr sein werde. Minute auf Minute verrann, der Zug ging ab und Malone war noch immer nicht zurückgekehrt. Bis gegen Mittag harrte Frau Malone im Bahnhof ihres Gatten, dann machte sie der Polizei Meldung. Rundfragen in den verschiedenen Hospitälern ergaben, daß Malone früh am Morgen bewußtlos in das Alexianer-Hospital eingeliefert worden war, und Frau Malone eilte sofort an das Lager ihres Mannes. Derselbe hatte sich verlaufen gehabt und war von der Werft der Firma Barry Bros. aus, am Fuße der Michigan Str. in den Fluß gefallen. Glücklicherweise erhaschte Malone eine vorübertreibende große Eisscholle, die ihn über Wasser hielt. Seine Hilferufe wurden von A. A. Reese und Edward Miller, zwei Nachtwächtern, gehört, die den Ertrinkenden mittels eines Taues auch glücklich auf das feste Land schafften.

Abendpost.

Erscheint täglich, ausgenommen Sonntags.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude . . . . 203 Fifth Ave
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon: Main 1498 und 1497.

Preis jeder Nummer, frei in's Haus geliefert 1 Cent
Preis der Sonntagpost „ „ „ „ 2 Cents
Jährlich, im Voraus bezahlt, in den Ver. Staaten, portofrei $3.00
Mit Sonntagpost $4.00

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Wegen des Weihnachtsfestes wird die „Abendpost" morgen nicht erscheinen.

McKinley und Europa.

Die amerikanische Staatskunst, wie Präsident McKinley und sein Staatssekretär Hay ihre diplomatischen Liebhaberstückchen nennen lassen, hat besonders in der jüngsten Zeit keine Lorbeeren gepflückt. Es läßt sich sogar nicht leugnen, daß sie von den zünftigen europäischen Diplomaten mit vollständiger Nichtachtung behandelt worden ist. Denn trotzdem die Ver. Staaten nicht nur ihre Truppen aus Peking zurückgezogen, sondern auch angekündigt hatten, daß ihres Erachtens das Bischen Gesandtenmörderei und Fremdenniedermetzelung der kindlichen chinesischen Regierung nicht gar zu übel genommen werden sollte, fuhren die Mächte ruhig fort, rings um Peking Schrecken zu verbreiten und Strafgerichte zu vollziehen. Auch ließen sie nur sehr wenig von den Forderungen nach, die sie von allem Anfang an hatten stellen wollen. Die einzige nennenswerthe Abschwächung ihres Programms bestand darin, daß sie nicht mehr geradezu die Hinrichtung der hauptschuldigen Prinzen und Mandarinen, sondern nur ihre „möglichst strenge Bestrafung" zu verlangen beschlossen. Im Uebrigen ist der Wunschzettel, auf den sich die Gesandten nach monatelangen Verhandlungen geeinigt haben, und der jetzt unverzüglich den chinesischen Bevollmächtigten zugestellt werden wird, so wenig von dem verschieden, den der Kanzler Bülow seinerzeit im deutschen Reichstage mittheilte, daß die lange Dauer der Verhandlungen schwer zu erklären ist. Auf die Einwendungen der Ver. Staaten ist fast gar keine Rücksicht genommen worden.

Die Mächte wollen die Mandschudynastie fortbestehen lassen, weil sie keine andere in Bereitschaft haben und sich mit den inneren chinesischen Angelegenheiten überhaupt nicht befassen mögen. Sie glauben aber ohne Zweifel, daß wenigstens der unheilvolle Einfluß der Kaiserin-Tante gebrochen werden wird, wenn ihre obersten Rathgeber vom Hofe entfernt werden, und sie selbst vor dem ganzen Volke gedemüthigt erscheint. Um letzteres zu erreichen, d. h. um die Chinesen davon zu überzeugen, daß die „fremden Teufel" wirklich die Oberhand haben, sollen in allen Bezirken, in denen die „Boxer" gehaust haben, die Staatsprüfungen auf fünf Jahre eingestellt werden. Allerdings werden unter dieser strengen Maßregel viele Unschuldige zu leiden haben, doch stimmen alle Kenner der chinesischen Verhältnisse darin überein, daß es kein besseres Mittel gibt, dem selbstgefälligen und systematisch angelogenen chinesischen Volk die Macht der Fremden und die Ohnmacht des Hofes zum Bewußtsein zu bringen. Ferner sollen alle Gesandtschaftsgebäude in Peking befestigt, der Weg von der Küste nach der Hauptstadt durch europäische Truppen besetzt und die Waffeneinfuhr nach China verboten werden. Auch sollen kaiserliche Prinzen nach Berlin und Tokio gehen, um Abbitte für die Ermordung des deutschen Gesandten und eines japanischen Legationssekretärs zu leisten, und endlich sollen nicht nur die einzelnen Länder, sondern auch die verschiedenen Ordensgemeinden und Privatleute, einschließlich der eingeborenen Christen, für das ihnen durch die „Boxer" zugefügte Unrecht entschädigt werden. Ueber die Höhe dieser Entschädigung hat man sich noch nicht geeinigt, weil es vermuthlich den einzelnen Parteien überlassen werden soll, ihre Ansprüche zu beziffern.

Alle diese Forderungen hat unsere Regierung mitunterschreiben müssen, obwohl sie ihr zu hart dünkten, oder richtiger, obwohl sie sich aus rein kaufmännischen Gründen als besonderer Freund Chinas hatte aufspielen wollen. Nur an der Besetzung des Weges von Taku nach Peking erklärte sie, nicht eher theilnehmen zu können, als bis sie vom Kongreß die nöthige Erlaubniß erwirkt hätte. Da jedoch die Anwesenheit amerikanischer Truppen auf chinesischem Boden weit mehr im Interesse der Ver. Staaten liegt, als in dem der europäischen Mächte, so wird am letzten Ende die Republik sich auch äußerlich den Feinden Chinas zugesellen und sich an der „thatsächlichen Vernichtung seiner Souveränität" betheiligen müssen. Die Mächte sind eben nicht so zartbesaitet wie Präsident McKinley, halten es nicht für nothwendig, die Gefühle von Vertragbrechern und Mördern zu schonen und wollen sich auch nicht auf die feierlichen Versprechungen von Leuten verlassen, denen nicht einmal das Gesandtenrecht heilig ist. Nach ihrer Ansicht kann der chinesische Drache nur dadurch unschädlich gemacht werden, daß man ihm die Krallen abhackt und die Flügel beschneidet.

Als Herr McKinley unmittelbar nach der Befreiung der in Peking eingeschlossenen Gesandten ankündigte, daß die Ver. Staaten sofort ihre Truppen zurückziehen und ihre Ansprüche gegen die chinesische Regierung allein und nur auf diplomatischem Wege geltend machen würden, erwartete er ohne Zweifel den kläglichen Zusammenbruch des europäischen Konzertes. Trotzdem aber anscheinend auch Rußland auf seiner Seite stand, ist es ganz anders gekommen, als er zuversichtlich hoffte. Noch läßt sich Europa von Herrn McKinley keine Vorschriften machen.

Etwas für Statistiker.

Der Religion der Liebe bezeichnendstes Fest ist Weihnachten; die Liebe äußert sich im Geben und Weihnachten ist das Fest des Schenkens. Wenn es im Christenhimmel einen Engel gibt, der über die Weihnachtsgeschenke Buch zu führen und sie für die einzelnen Länder des Erdballs einzutragen hat, dann können himmlische Statistiker aus den diesjährigen Zahlen einen großen Erfolg, eine starke Ausbreitung der christlichen Religion herausrechnen. Auch erdgeborene Statistiker können das thun, vielleicht besser als andere. Sie würden nachweisen können, daß in diesem Jahre in verschiedenen Ländern Weihnachtsgeschenke in nie dagewesener Zahl Vertheilung finden; sie würden in diesen Weihnachts-Geschenken mit Recht einen Ausdruck der christlichen Liebe sehen und aus der starken Zunahme, die sich in solchen Geschenken zeigt, auf eine Ausbreitung bezw. Erstarkung der christlichen Religion schließen. Viele Tausende Weihnachtspackete werden in diesen Tagen in dem heidnischen China in Empfang genommen, viele Tausende gingen nach den Philippinen, nach Cuba und Portorico, und große Sendungen von Weihnachtspacketen fanden ihren Weg nach Südafrika. Dergleichen war in keinem Vorjahre in solchem Grade der Fall; der Statistiker wird es gebührend hervorheben müssen, daß in dieser Hinsicht das Jahr 1900 ein Rekordbrecher erster Güte ist, und wenn er sein Geschäft recht gut versteht, wird er noch besonders mit großer Genugthuung darauf hinweisen, daß diese „Revival" echt christlicher Gesinnung sich nicht auf ein einzelnes Volk beschränkt, sondern sich so ziemlich alle großen christlichen Kulturvölker daran betheiligen und in schöner Eintracht Hand in Hand gehen. Russen und Engländer, Deutsche und Franzosen, Amerikaner und Oesterreicher und Italiener u. s. w. schickten Weihnachtsgeschenke in großer Zahl nach dem Reiche der Mitte. Von England gingen viele Tausende Packete Liebesgaben nach Südafrika; das christliche Nordamerika sandte viele Tausende nach den Philippinen, woselbst zwar die Religion der Liebe schon Eingang gefunden hatte, aber noch nicht in der verbesserten angelsächsisch-germanischen Form, die ihre Aeußerung unter Anderm in Weihnachtsgeschenken findet. Nach mäßiger Schätzung — der bewußte Statistiker wird dieses kleine Vorgreifen entschuldigen — werden in diesem Jahre an die 25,000 mehr Weihnachtspackete nach China geschickt worden sein als je zuvor; an die 25,000 mehr als je zuvor nach den Philippinen; 1000 bezw. 3000 mehr als je nach Portorico und Cuba und an die — um ganz sicher zu gehen — 50,000 mehr als je zuvor nach Südafrika; das macht insgesammt über 100,000 mehr und zeugt für einen wirklich heiligen Eifer, die Religion der Liebe zu verbreiten und zu stärken in fremden Landen.

Wir denken uns Weihnachten als ein Fest in Schnee und Eis, und erst heute, da draußen die Schneeflocken wirbeln, ist uns so recht weihnachtlich zu Muthe. Eis und Schnee und heißer Punsch gehören uns so gut zu Weihnachten wie Glockengeläute und froher Kindersang, und die Wiederholung der schönen Verheißung „Friede auf Erden!" Aber das macht nur die Gewohnheit. Man kann Weihnachten auch anders feiern, und da, wo die Tausende Packete hingehen, feiert man das Fest auf andere Weise. Statt Kälte und Schnee gibt's dort glühenden Sonnenbrand und warme Regengüsse, und der heiße Punsch ist verpönt. Man singt wohl auch, aber es ist Soldatengesang, statt Kindergesang, und die Weihnachtskisten werden mit Säbel und Bajonett aufgebrochen, statt mit dem friedlichen Stemmeisen oder Nähmaschinenschraubenzieher. Kanonendonner und Gewehrgeknatter treten an Stelle des Glockengeläutes und Orgeltons, und statt des „Friede auf Erden" hört man die Rufe: „Achtung — Feuer — Zur Attacke — Marsch! Marsch!" oder "Go it boys, let them have it!" Der Gegensatz ist vollständig, aber Weihnachten ist's doch.

Es wird Leute geben, die sich nicht scheuen, einem Statistiker, der aus der Anzahl der dieses Jahr nach fernen Ländern verschickten Weihnachtsgeschenke auf eine Ausdehnung der Religion der Liebe in jenen Ländern schließen wollte, einen Dummkopf zu schimpfen; solche Leute könnte man aber nur tadelsüchtige Nörgler nennen. Eines Statistikers Aufgabe ist es nicht, die Umstände in Betracht zu ziehen, er hat sich nur an die Zahlen zu halten, denn „Zahlen beweisen". Das wurde längst gewissermaßen amtlich festgestellt; daß der Statistiker nicht „hinter die Zahlen" gehen darf, ist ungeschriebenes Gesetz. Wie könnte man sonst auch jemals den Vortheil und Segen nachweisen, den Kolonien bringen? Wenn unser Schatzamtdepartement an Hand von Zahlen nachweist, daß die Erwerbung Portoricos und der Philippinen und die Besetzung Cubas dem Lande großartigen wirthschaftlichen Segen brachte, indem die Ausfuhr nach jenen Inseln gewaltig gesteigert wurde, da darf man nicht fragen, was diese Ausfuhr war und wer sie erhielt, bezw. wer dafür bezahlte. Sie mag sich zumeist aus Waffen und Munition, Pferden und Uniformen und Bedürfnissen für unsere Soldaten zusammensetzen, bleibt aber immer Ausfuhr, wie Weihnachten auch unter tropischer Sonne, Kanonendonner und Schlachtrufen Weihnachten das Fest der Liebe und des Friedens bleibt. —

Warum in der Ferne schweifen?

Mehr noch als unser bisheriger Mißerfolg auf den Philippinen und die offenbar stetig wachsende Abneigung, welche uns — all' unserem heißen Bemühen zum Trotz — überall auf Cuba entgegentritt, sollten die traurigen Zustände, welche auf der Insel Portorico herrschen, unser Volk, bezw. den regierenden Theil desselben, zum Nachdenken veranlassen, und sich einmal ernstlich fragen lassen, ob die große Republik wirklich berufen und geschickt ist, anderen Völkern und Ländern seine Zivilisation und damit das wirthschaftliche Millenium zu bringen? Portorico ist vollständig und unbestritten im Besitz der Ver. Staaten. Die Bevölkerung der Insel ist überaus friedlich und kam den Amerikanern mit dem größten Vertrauen entgegen; sie hat sich dem amerikanischen Volke hingegeben, ohne zu fragen, geschweige denn Bedingungen zu stellen, und jetzt, nachdem mehr als zwei Jahre verflossen sind seit der Befreiung der Insel aus spanischem Joch, herrschen Hunger und Elend — neben dem Amerikaner.

Eine unmittelbare Schuld an den traurigen Zuständen auf Portoriko mag der amerikanischen Verwaltung nicht zuzuschreiben sein, aber wenn man alle Umstände in Rechnung zieht, wird die große Republik zum mindesten von Unterlassungssünden nicht freizusprechen sein. Wenn sie dadurch, daß sie Spanien niederwarf und $20,000,000 bezahlte für die Abtretung der Philippinen, die Pflicht übernahm, auf diesen Inseln Ruhe und Ordnung herzustellen und die amerikanische Zivilisation auszubreiten, so war es doch wohl erst recht ihre Pflicht, der Insel Portorito den wirthschaftlichen Segen zu bringen, den man ihr in Aussicht gestellt hatte. Und wenn sie das nicht konnte, so mußte sie wenigstens einen ernsten thatkräftigen Versuch machen, das Vertrauen, das die Bevölkerung Portorikos in sie gesetzt hatte, zu rechtfertigen und wenigstens die Noth zu bannen. Mit einem Aufwande des vierten Theile des Geldes, das in geheucheltem Pflichteifer zur Unterjochung der feindlich gesinnten Philippiner bereits aufgewendet wurde, hätte man auf der Insel Portorico, die sich vertrauensvoll dem reichen und mächtigen Onkel Sam in die Arme warf, Noth und Elend bannen und sie auf eine sichere wirthschaftliche Grundlage stellen, sie einer gedeihlichen Zukunft entgegenführen können. Es kann nicht gesagt werden, daß man die dazu nöthigen Geldopfer von unserem Volke nicht verlangen könne, so lange unser Volk seine Zustimmung gibt zur Verausgabung ungezählter Millionen in Ausübung der angeblichen Pflicht, ein anderes Volk wider dessen Willen glücklich zu machen.

Die Philippinen sollten die Ver. Staaten freigeben, Portorico dürfen sie jetzt nicht fallen lassen; erst sollten die üblen Folgen der Angliederung bezw. Losreißung von Spanien beseitigt werden und dann — wäre es wahrscheinlich das Gescheidteste, Portorico unter einem Protektorat die völlige Freiheit zu geben, und die Aufmerksamkeit auf das eigene Haus zu richten; hier einmal etwas Ordnung zu schaffen.

Dafür, daß das sehr nöthig wäre, ließen sich Beispiele die schwere Menge anführen. Es gibt so viel zu thun, daß man den einzelnen Schäden, welche Abstellung verlangen, kaum mehr als flüchtige Beachtung schenken kann und nicht wenige der öffentlichen Aufmerksamkeit ganz entgehen, bis dann bei irgend einer Gelegenheit einmal ein grelles Streiflicht darauf geworfen wird. Ein solcher Fall ist der des Indianer-Territoriums. Nach den Schilderungen, welche auf der kürzlich stattgehabten Konferenz von Delegaten von Oklahoma und dem Indianer-Territorium entworfen wurden, müssen dort greuliche Zustände herrschen. Die 400,000 Bewohner des Indianer-Territoriums leben danach in einem Interregnum als „Mündel" der Nation, unter der Gerichtsbarkeit von Indianer-Agenten und -Inspektoren. Es gibt dort mehr, als 50,000 Kinder im Schulalter und keine Schulen; Städte und Ortschaften, und wenig oder gar keinen gesetzlichen Schutz für ihre Bürger; Fabriken und Bergwerke und keine Straßen, sie zu erreichen; Flüsse und keine Brücken, die sie überspannten; Taube und Stumme, Blinde und Wahnsinnige, und keine Asyle, in denen sie Aufnahme fänden. Die Feuersgefahr droht in den Städten des Indianerterritoriums wie anderswo, es gibt dort aber keine Gesetze, die ihnen erlaubten, sich davor zu schützen; die Gesundheitsgesetze, bezw. Vorschriften, sind ganz ungenügend; die Geisteskranken werden in ihren armseligen Hütten festgekettet wie wilde Thiere; die Knaben und Mädchen werden zum Verbrechen und Laster erzogen und Verbrecher und entlassene Sträflinge der Zuchthäuser der angrenzenden Staaten strömen in Schaaren dorthin.

Diese Schilderungen mögen etwas übertrieben sein, aber viel Wahres ist daran; genug wahrscheinlich, um Anlaß zur friedlichen oder gewaltsamen Angliederung zu geben, wenn solche Zustände auf einer Insel binnen 1000 Meilen von unserer Küste herrschten oder genug, der dafür verantwortlichen Macht den Krieg zu erklären Namens der Menschlichkeit und im Dienste der Zivilisation.

„Destiny" läßt uns den Splitter im Auge des Nächsten auf tausendmeilige Entfernungen sehen, den Balken im eigenen verhüllt es uns aber. Es wäre an der Zeit, daß Onkel Sam sich einmal gehörig die Augen riebe, dann würde er vielleicht den Balken merken und sich daran machen, einmal im eigenen Hause ein wenig Ordnung zu schaffen.

— Seine Version. — Lehrer: „Was weißt Du mir vom alten Polykrates zu erzählen, Isidor?" — Isidor: „Er hat gehabt versetzt seinen Ring!"

Lokalbericht.

Cullom-Geschichten.

Gouverneur Tanner sorgt für deren Verbreitung.

Die Schulgehälter doch noch zur Auszahlung gelangt.

Ald. Powers' jährliche Weihnachts-Spende.

In Politikerkreisen erzählt man sich seltsame Sachen über die Vorgeschichte des Zerwürfnisses zwischen Senator Cullom und Gouverneur Tanner. Den Reform-Elementen in der Partei, welche sich zur Rettung Culloms zusammenthun, mag es bei diesen Geschichten höchst seltsam zu Muthe werden. Es heißt da, daß Cullom, als er Gouverneur von Illinois war, ein Herz und eine Seele mit Tanner gewesen sei, und daß zu jener Zeit der Begriff „Reform" für ihn ein gänzlich unbekannter gewesen. Nach einer Gepflogenheit, die damals gang und gäbe war, und die erst in Wegfall gekommen sei, nachdem sie unter Staatsschatzmeister Ramsey zu einem fürchterlichen Krach geführt, hätten Cullom und andere Parteiführer die Staatskasse als eine Leihanstalt betrachtet. Von einem Termin zum andern seien in der Kasse Schuldscheine von Politikern ganz munter als „Bestände" geführt worden, darunter auch Wechsel von Cullom im Gesammtbetrage von $17,500. Als Tanner, der im Jahre 1886 zum Staatsschatzmeister gewählt wurde, im Januar 1887 sein Amt angetreten habe, hätte er diese Papiere vorgefunden. Mit vieler Mühe sei es ihm gelungen, Freunde des Senators zur Einlösung einiger der Wechsel, im Betrage von $10,500, zu bewegen. Vor Ablauf seines Amtstermins habe er die Restschuld von $7000 aus eigener Tasche gedeckt und die Schuldscheine Cullom zugestellt. Der aber hätte ihm dafür nur wenig Dank gewußt. Wenn er, Tanner, ihm, Cullom, wirklich einen Gefallen hätte thun wollen, soll er erklärt haben, dann hätte er die Schuldscheine lassen sollen, wo sie waren, sie seien dort Niemandem im Wege gewesen. — Das hätte dann Tannner natürlich sehr verdrossen. — Cullom soll später seine mangelhafte Dankbarkeit bethätigt haben, indem er sich mit dem derzeitigen Gouverneur Fifer vereinigte, um Tanner jeden Einflusses innerhalb der Partei zu entkleiden. — Im Anschluß an diese Cullom-Historie wird in Rückerinnerung gebracht, wie Culloms Bruder, Henry, unter der Staatsverwaltung des jetzigen Senators mit seiner Strumpfwaarenfabrik im Zuchthause zu Joliet Bankerott machte. Henry Cullom sei damals der Staatskasse Tausende von Dollars schuldig geblieben, die Zuchthausverwaltung hätte ihm aber dessenungeachtet für seine fast werthlose Fabrik-Einrichtung $16,000 herausgezahlt. Später sei dieser selbe Cullom auf Betreiben des Senators zum Postmeister in Joliet ernannt worden. Schon nach einem Jahre häte sich in seiner Kasse ein bedeutender Fehlbetrag herausgestellt. Auf Bitten des Senators hätten befreundete Politiker das Defizit gedeckt, aber unter der Bedingung, daß Bruder Henry nach erfolgter Regelung der Geschichte sofort abdanken sollte. Diese Bedingung erfüllte der Herr Postmeister nicht. Er blieb im Amte. Beim Ablauf seines Termins sollen seine Bürgen ein weiteres Defizit von $11,000 haben decken müssen.

Es ist anzunehmen, daß man diese und ähnliche Mittheilungen im kommenden Monat zu Springfield lebhaft erörtern wird, und daß sie auf die Frage der Wiedererwählung Culloms nicht ganz ohne Einfluß bleiben werden.

* * *

Mayor Harrison und Stadtkämmerer Kerfoot haben, um den Schulangestellten doch noch die rechtzeitige Auszahlung ihrer Dezember-Gehälter zu sichern, ein Abkommen mit der Home National Bank getroffen. Danach wird diese Bank die schon ausgestellten Gehaltsanweisungen einlösen, und Kämmerer Kerfoot wird ihr die ausgelegte Summe von $500,000 aus dem Schulfonds ersetzen, sobald der neue Schulraths - Sekretär Larson seine Bürgschafts - Angelegenheit in Ordnung gebracht hat. Die „American Surety Co.", welche die Bürgschaftsstellung übernehmen soll, hat das nicht — wie schon geglaubt worden ist — geradezu von der Hand gewiesen, sondern sich nur vorbehalten, erst einmal nähere Erkundigungen über Herrn Larson einzuziehen — eine Vorsicht, die man ihr kaum verargen kann, da es sich um einen Betrag von $200,000 handelt. Die Lehrer und Lehrerinnen haben ihre Gehaltsanweisungen heute Vormittag erhalten. Sie versammelten sich zu diesem Zwecke um zehn Uhr in den Schullokalen, wo die Vorsteher, welche die Checks aus dem Bureau des Schulraths abgeholt hatten, ihnen die Papiere einlösten. — Für viele Mitglieder des Personals kam der Mammon indessen zu spät. Die Betreffenden hatten bereits Ferienreisen angetreten, zum Theil mit geliehenem Gelde oder mit solchem, das sie sich durch die Verpfändung von Werthsachen verschafft hatten.

* * *

Staatsanwalt Deneen ist um ein Gutachten darüber angegangen worden, ob ein Vorgehen, welches die „Hyde Park Church Union" neuerdings einschlägt, um den Getränkehandel in ihrem Distrikt zu unterdrücken, nicht gegen das staatliche Boycott-Verbot verstößt. Die „Church Union" verlangt von ihren Mitgliedern, die sehr zahlreich sind, das schriftliche Versprechen, ihre Kundschaft allen denjenigen Viktualienhändlern entziehen zu wollen, welche auf Bestellung ihre Kunden auch mit Wein, Likör und Flaschenbier versehen.

In Evanston hat man entdeckt, daß die Gesellschaft, welche dort um Wegerechts-Privilegien zum Betrieb einer Straßenbahn nachsucht, nicht als Straßenbahn-, sondern als Eisenbahn-Gesellschaft inkorporirt ist, und deshalb, sofern man ihr Gesuch gewährt, berechtigt sein würde, auf ihrer Linie nicht nur Personen, sondern auch Fracht zu befördern.

Die Bezirksverwaltung von Cicero droht der Stadt Chicago mit einer Klage, sofern diese nicht bald Anstalten trifft, ihr die Summe von $212,000 auszuzahlen. Auf diesen Betrag ist nämlich der Werthantheil abgeschätzt worden, den der Chicago nicht angegliederte Theil der Gemarkung an öffentlichen Gebäuden, Parkanlagen u. s. w. hat, die mit Austin an Chicago gefallen sind.

Mit der Ausarbeitung von Gesetzentwürfen, welche eine Verbesserung der Strafrechtspflege in Bezug auf minderjährige Personen und die Einführung der Zivildienstreform in die Verwaltung der staatlichen Wohlthätigkeits- und Strafanstalten bezwecken sollen, ist von T. D. Hurley, dem Vorsitzer einer kürzlich von Mitgliedern der betreffenden Aufsichtsbehörden abgehaltenen Konferenz, der folgende Ausschuß beauftragt worden: Ephraim Banning, Chicago; George W. Curtiß, Freeport; Harvey B. Hurd, Chicago; Robert H. Lovett, Peoria; E. B. Gower, Kankakee; Wm. C. Lamonte, Chicago; W. K. Jewell, Danville; Carl E. Eppler, Quincy; B. M. Chipperfield, Canton; John P. McGoorty, Chicago.

Alderman Powers von der 19. Ward beglückt — wie er's seit Jahren zur Weihnachtszeit schon immer zu thun gepflegt hat — auch heute wieder die Armen seines Bezirkes, sowie diejenigen Nicht-Armen, welchen Nehmen seliger dünkt als Geben, durch die Vertheilung einer Unmenge von Geflügel. Er hat zu diesem Zwecke Puter, Gänse und Hühner im Gesammtgewicht von 33,000 Pfund „angeschafft". Bei der Vertheilung dieser Vorräthe, mit der heute Vormittag um 8 Uhr begonnen worden ist, werden zunächst alte gediente und zuverlässige Konstituenten des Wohlthäters berücksichtigt. Dieselben, es sind gegen 2500 an der Zahl, sind per Post aufgefordert worden, sich ihr übliches Stipendium abzuholen. Was nach der Befriedigung dieser Schaar übrig bleibt, bekommen Andere, von denen Powers nicht mit Sicherheit weiß, daß sie sich für seine Freigebigkeit gelegentlich am Stimmkasten dankbar erweisen werden.

* * *

Die Bryan-Liga, welche im Jahre 1896 gegründet wurde und damals gegen 800 Mitglieder zählte, jetzt aber nur mehr aus ihren Beamten und Direktoren besteht, wird am 15. Januar die übliche Feier des „Jackson-Tages" veranstalten. Bei dieser Veranlassung soll nun Herrn Bryan Gelegenheit gegeben werden, auf den Artikel zu erwidern, welchen Grover Cleveland letzthin in der „Saturday Evening Post" veröffentlicht hat über den Niedergang der demokratischen Partei und seine Ursachen; Mittel und Wege zur Wiedereroberung des verlorenen Terrains". Außer Herrn Bryan sind noch Ex-Gouverneur Stone von Missouri und der Kongreßabgeordnete Carmack von Tennessee als Redner eingeladen worden, auch wird vielleicht Gouverneur Beckham von Kentucky bei dem Bankett sprechen. — Präsident der Bryan-Liga ist Mayor Harrison, als Sekretär der Organisation fungirt natürlich der unvermeidliche Robert E. Burke.

Die County-Democracy wird am Neujahrstage ihre neuerwählten Beamten installiren und zugleich eine Abendunterhaltung, mit gemischtem Programm, veranstalten. Mayor Herrison, sowie die Richter Hutchinson und Stein werden Reden halten und außerdem werden die Gäste durch Vaudeville-Aufführungen unterhalten werden.

— Vom Kasernenhof. — Unteroffizier: „Na Franz, Sie machen ja so ein trauriges Gesicht wie ein alter Thürmer, der in einer Kellerwohnung sein Leben beschließen soll!"

Die Oper in Englisch.

Mit Verdis „Aida" wird heute Abend die Spielzeit eröffnet.

Die „Metropolitan English Grand Opera Company" führt heute Abend im Auditorium ihre besten Kräfte in einer Oper ins Treffen, deren Aufführung, soll sie erfolgreich ausfallen, eine grandiose Ausstattung, sehr gute Besetzung der Hauptrollen und einen starken, vortrefflich geschulten Chor verlangt. Aida, die Titelpartie, hat Frl. Phoebe Strakosch inne. Die Sängerin ist eine Nichte des ehemaligen Opernimpresario Max Strakosch, welcher Adelina Patti zuerst vor das amerikanische Publikum brachte. Carlotta Patti, die Schwester von Adelina und einst eine gefeierte Konzertsängerin, war die Lehrerin von Phoebe Strakosch. Im Jahre 1895 trat die junge Opernsängerin zum ersten Male in Triest öffentlich auf. Im letzten Frühjahr war sie Mitglied der Carl Rosa Opera Co. in London und wußte sich die Gunst des dortigen Publikums in so anstrengenden und schwierigen Partien wie Leonore (Troubadour), Margarethe (Faust), Elsa (Lohengrin) und Louise Meißlinger, welche die „Am-
Aida in hohem Maße zu erringen. —
neris" singen und spielen wird, ist in Wien geboren und hat dort auch ihre Ausbildung zur Opernsängerin erlangt. Vor ungefähr zwölf Jahren war sie Mitglied der deutschen Operngesellschaft, welche unter Damroschs Leitung in New York und auch hier Vorstellungen gab. Seitdem ist Frl. Meißlinger in New York verblieben und hat sich mit Erfolg der englischen Opernbühne zugewendet. — Morgen Nachmittag, in der Aufführung von Flotows „Martha", wird Frl. Kate Candon, eine Chicagoer Sängerin, hier als „Nancy" debütiren. Frl. Candon betrat erst im letzten Frühjahr als „Siebel" in einer von der Castle Square Co. zu St. Louis veranstalteten Aufführung von Gounods „Faust" die Opernbühne und wurde sofort den ersten Kräften dieser Gesellschaft als Alttistin angereiht. Seit dem 1. Oktober dieses Jahres hat sie als Mitglied der Metropolitan English Opera Co. in anderen größeren Partien auch bei den Besuchern des Metropolitan-Opernhauses zu New York lebhaften Beifall gefunden. Die Sopranistin Grace Goldon, welche die Titelpartie von Flotows Oper singen wird, ist dem hiesigen Publikum von ihrem früheren Auftreten im Studebaker-Theater als Mitglied der Castle Square Opera Co. her bestens bekannt. Die „Arline" in Balfe's „Zigeunerin", welche Oper für morgen Abend auf dem Spielplan steht, soll Frl. Zelie de Lussan zu ihren besten Rollen zählen. Die Sängerin gehörte bekanntlich früher zur Operngesellschaft des Herrn Grau und hat damals hier so bedeutende Partien wie „Carmen", den Pagen Cherubino in Mozarts Oper „Figaros Hochzeit" und die Nedda in Leoncavallos „Bajazzi" gesungen. Doch auch die Herren Philipp Brozel und William Paull, Tenor, Winfred Hoff, Bariton, Clarence Whitehill, Baß, wie auch der hier bereits bestens bekannte Lempriere Pringle, der ehemalige Bariton der hiesigen Castle Square Opera Co., stehen auf dem Programm der vorgenannten Opernaufführungen mit guten Partien verzeichnet.

Ex-Ald. Ernst gestorben.

In seiner Wohnung, Nr. 41 Eugenia Str., ist vorgestern Abend, nach kurzer Krankheit, Ex-Alderman Joseph H. Ernst gestorben. Derselbe war 63 Jahre alt geworden. Aus der Nähe von Bingen am Rhein gebürtig, war er schon als 16jähriger Knabe nach den Vereinigten Staaten ausgewandert und noch im selben Jahre nach Chicago gekommen, wo er bei Verwandten Aufnahme fand. Er besuchte hier erst noch eine öffentliche und darauf eine Handelsschule. Im Jahre 1864 wurde er, als Nachfolger seines Onkels Joseph Meyer, dem er lange als Assistent zur Seite gestanden hatte, zum Superintendenten des städtischen Friedhofs ernannt. Als dieser später aufgegeben wurde, erhielt Herr Ernst eine Anstellung in der Stadtkämmerei. Er gründete später ein Grundeigenthums-Geschäft und wurde bald auch mit der Geschäftsführung der Deutschen Gegenseitigen Feuerversicherungs-Gesellschaft von Nord Chicago betraut. Er vertrat seine Ward (die jetzige 21., welche früher die 15. war) von 1886—1890 im Stadtrath. Dann lehnte er es ab, sich wieder als Kandidat aufstellen zu lassen, schlug aber zwei Jahre später, als unabhängiger Kandidat, seine beiden „regulären" Gegner mit großer Stimmenmehrheit. Der Ehe, welche Herr Ernst im Jahre 1860 mit Katharine Schütz einging, entsprossen acht Kinder. Fünf von diesen und auch die Mutter befinden sich noch am Leben. Das Leichenbegängniß ist auf Mittwoch Vormittag um 10 Uhr angesetzt. Die Bestattung erfolgt auf dem St. Bonifazius-Friedhofe.

Uhlichs Waisenhaus.

Die im Waisenhause, an Burling und Center Straße, befindlichen 98 Waisenkinder werden sich am nächsten Mittwoch Nachmittag, um 3 Uhr, in der St. Pauls-Kirche, Orchard Str. und Kemper Place, zur Weihnachtsfeier versammeln, zu welcher das Direktorium der Anstalt auch alle die zahlreichen Deutschen freundlichst einladet, welche der Anstalt alljährlich um diese Zeit ihr Wohlwollen bekunden. Die Feier besteht aus Vorträgen von Weihnachtsliedern und aus der Aufführung einer deutschen Weihnachtskantate, bei welcher unter Anderen auch einige Kinder mitwirken, die bei ihrer vor noch nicht ganz einem Jahre erfolgten Aufnahme in die Anstalt fast noch kein Wort deutsch sprechen konnten. Nach der Feier in der Kirche findet im Waisenhause die Bescheerung der Zöglinge statt, zu welcher die Freunde der Anstalt ebenfalls Zutritt haben.

Staub zu Staub.

In der Garfield-Turnhalle fand gestern, unter zahlreicher Betheiligung von Gesinnungsgenossen und Freunden des Verstorbenen, eine Leichenfeier zu Ehren des Zigarrenmachers Michael Britzius statt, der vor einigen Tagen nach längerem Siechthum in Denver, Col., gestorben ist. Britzius, der ein eifriger Gewerkschaftler und zugleich ein fähiger sozialistischer Agitator gewesen ist, hatte angeordnet, daß seine Leiche verbrannt und die Asche in alle vier Winde zerstreut werden sollte. Diesem Wunsche ist heute entsprochen worden.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß meine liebe Gattin und unsere Mutter

Fanny Becker

im Alter von 60 Jahren, 8 Monaten und 25 Tagen heute Morgen um 10 Uhr nach kurzem Leiden sanft entschlafen ist. Das Begräbniß findet statt am Mittwoch, den 26. Dezember, um 2 Uhr Nachm., vom Trauerhause, 533 Roscoe Str., nach Rosehill. Um stilles Beileid bitten:

Karl Becker, Gatte.
Emma Schuhmacher, Tochter.
Fritz Becker, Sohn.
Otto Schuhmacher, Schwiegersohn.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser geliebter Sohn und Bruder

Ernst

im Alter von 14 Jahren und 4 Monaten am 23. Dezember sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Mittwoch, den 26. Dezember, halb ein Uhr, vom Trauerhause, 643 W. Superior Str., nach der Drei-Einigkeits-Kirche, N. Ada Str. und W. Chicago Ave., und von dort nach Waldheim. Um stille Theilnahme bitten die tiefbetrübten Hinterbliebenen:

Charlie und **Friedericke Schmidt**, Eltern,
Auguste, Willie, Meta, Alma und **Otto**, Geschwister.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß meine geliebte Frau

Anna Falkenberg

nach schwerem Leiden gestorben ist am Sontag den 23. Dezember, 12 Uhr Mittags. Die Beerdigung findet statt am Mittwoch, den 26. Dezember, 10 Uhr 30 Morgens, vom Trauerhause 181 Orchard Str., nach der St. Michaelskirche und von dort nach dem St. Bonifazius Kirchhof. Um stille Theilnahme bitten

Albert Falkenberg, Gatte.
Theresa Schoenau, Schwägerin.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß meine liebe Frau

Rosie Biedermann

am Sonntag, den 23. Dezember, gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Mittwoch um 9½ Uhr, vom Trauerhause, 1529 W. Taylor Str., nach dem St. Bonifazius Gottesacker.

Jos. F. Biedermann, Gatte.
Frau **August Rieger**, Schwester.

Gestorben: Wilhelmine Hildebrand geb. Hock, Gattin von Fred J. Hildebrand, am Samstag Abend um 6 Uhr, im Alter von 50 Jahren, 2 Monaten und 8 Tagen. Mutter von Hermann, Henry, Fred, George und Frau C. J. Guderjahn und Frau Fred Asmy. Beerdigung vom Trauerhaus, Worth, Ill., Dienstag den 25. Dezember, 1 Uhr Nachm.

Danksagung.

Für die gütige Theilnahme und schönen Blumenspenden beim Begräbniß unseres geliebten Gatten und Vaters

William Branton

sagen wir hiermit allen Logen und Vereinen sowie all unseren Freunden und Bekannten unseren herzlichsten Dank. Die trauernde Gattin:

Maria Branton, nebst Kindern.

Danksagung.

Allen Freunden und Bekannten sowie den Beamten und Mitgliedern der Theresia Court C. O. F. Nr. 160 und dem Alfonso Liebesbund meinen tiefgefühlten Dank für die Theilnahme und Blumenspenden beim Begräbniß meines lieben Gatten

Joseph Engeriser

Die trauernde Gattin:

Josepha Engeriser.

Danksagung.

Allen Freunden und Bekannten, sowie den Beamten und Mitgliedern der Hofbauer Court Nr. 184 des Katholischen Förster-Ordens, sowie des Trierischen Unterstützungsvereins meinen besten Dank für die Theilnahme und Blumenspenden beim Begräbniß meines lieben Gatten

Geo. Gilles.

Die trauernde Gattin:

Marie Gilles.

Lokalbericht.

Stürzte sich aus dem Fenster herab.

Die Bewohner und Nachbarn des Gebäudes No. 133 West Adams Str. vernahmen gestern Abend, um 9 Uhr, einen markerschütternden Schrei. Unten, auf dem Seitenwege, sammelten sich Leute an. Frau Maud Richter, welche im vierten Stockwerk des bezeichneten Hauses ein Zimmer bewohnte, hatte sich zum Fenster hinausgestürzt. Bewußtlos lag sie am Boden. Die eiligst herbeigerufene Polizei ließ die Schwerverletzte nach dem County-Hospital schaffen. Im Zimmer der Verunglückten fanden die Polizisten einen gewissen James Davis schlafend vor, der während der letzten Zeit öfter in Gesellschaft der Frau gesehen worden war. Der Mann behauptete anfänglich, er wisse nicht, wie die Frau dazu gekommen wäre, den gefährlichen Sprung zu thun. Später gab er zu, Frau Richter hätte gestern Abend von ihm Abschied genommen, auf Nimmerwiedersehen, doch habe er sich das so erklärt, daß sie auf und davongehen wollte, ohne sich das Leben zu nehmen. Davis war noch in halbberauschten Zustande, als er mit der Schwerverletzten im County-Hospital konfrontirt wurde. Sie war wieder zum Bewußtsein gebracht worden, wandte ihre Blicke jedoch von dem vor ihr Stehenden unwillig ab und erklärte, sie wolle keine nähern Angaben machen. Der Mann wurde in einer Zelle der Revierwache an Desplaines Straße eingesperrt. Die Aerzte, welche die Frau behandeln, zweifeln, daß es ihrer Kunst gelingen werde, sie am Leben zu erhalten; sie hat mehrere Rippenbrüche und eine schwere Verletzung des Rückgrats erlitten. Wie ihre Nachbarn erzählen, ist Frau Richter die geschiedene Gattin eines hiesigen Kommissionshändlers; durch Trunksucht soll sie von Stufe zu Stufe gesunken sein, und in der letzten Zeit soll sie in ärmlichen Verhältnissen gelebt haben.

Von Räubern überfallen.

Der Hufschmied A. H. Kirk aus Fort Sheridan vergnügte sich gestern in Chicago. Abends besuchte er mehrere Wirthschaften an West Madison Str. Auf dieser Bummeltour war er kreuzfidel an der Ecke von Madison und Desplaines Straße angelangt, als ihm plötzlich zwei Kerle entgegentraten, ihn packten und seine Taschen durchsuchten. Kirk erholte sich rasch von dem jähen Schrecken, der ihn so schnell aus seiner vergnügten Stimmung gerissen hatte, und rief mit Aufbietung seiner ganzen Lungenkraft um Hilfe. Zwei Polizisten der Desplaines Str.-Station waren in der Nähe. Sie trafen noch rechtzeitig auf dem Schauplatz des Raubüberfalles ein, um die beiden Banditen festnehmen zu können. Bei ihrem Vorverhör in der Revierwache gaben die Verhafteten ihre Namen als William McDowell und Michael Kane zu Protokoll. Geld und Werthsachen, die sie ihrem Opfer abgenommen hatten, wurden bei ihnen vorgefunden.

Leset die „Sonntagpost".

Von seinem Sohn erschossen.

Arthur Albertsen wurde gestern zum Vatermörder.

Der 17jährige junge Mann handelte augenscheinlich in Nothwehr.

Wollte seine Mutter vor schweren Mißhandlungen schützen.

Der Schnapsteufel hat Schuld an der Tragödie.

Von seinem eigenen 17jährigen Sohn Arthur ist gestern Nachmittag der 52 Jahre alte Fuhrmann Samuel Albertsen, 3948 Wentworth Ave. wohnhaft, erschossen worden. Um seine Mutter vor weiteren Mißhandlungen von Seiten ihres trunkenen Gatten zu schützen, trat Arthur seinem Vater entgegen und drohte, ihn mit einem Stuhl niederschlagen zu wollen, wenn er nicht von seinen Mißhandlungen ablasse. Albertsen ging seinem Sohn mit einem eisernen Schürhaken zu Leibe, worauf Arthur sich in seinem Schlafzimmer verbarrikadirte. Er erklärte dem Wütherich, daß er von seinem Revolver Gebrauch machen würde, wenn er versuche, die Thüre zu sprengen. Albertsen kehrte sich aber nicht an diese Drohung, sondern warf sich gegen die verschlossene Thüre, die auch aufsprang. Einen Augenblick standen sich Vater und Sohn schweigend gegenüber, jener in der Rechten den Schürhaken zum Schlag bereit, dieser mit schußfertigem Revolver. Albertsen holte aus, ehe er aber noch zuschlagen konnte, krachte ein Schuß, und mit einer Kugel in der rechten Brustseite stürzte Albertsen zu Boden. Als der rasch herbeigeholte Arzt eintraf, fand er eine Leiche vor. Der Vatermörder stellte sich selber der Polizei und dieselbe schenkt seiner Behauptung, in berechtigter Nothwehr gehandelt zu haben, vollen Glauben.

Der Mord war das Schlußkapitel der Geschichte einer unglücklichen Ehe. Albertsen und seine Frau heiratheten vor 20 Jahren in einem kleinen norwegischen Städtchen und wanderten bald darauf nach Amerika aus. Hier fand Albertsen anfänglich Arbeit in einem Bergwerk bei Iron Mountain, Mich., verzog aber nach Chicago, als die Familie sich allmählich vergrößerte. Trotzdem Albertsen zuletzt für neun Kinder zu sorgen hatte, von denen Arthur das älteste, das Jüngste aber noch nicht getauft ist, ergab er sich dermaßen dem Trunk, daß er fast seinen ganzen Verdienst in Spirituosen anlegte und der 17jährige Arthur die Familie thatsächlich unterhielt. In nüchternem Zustande war Albertsen ein ruhiger Mensch, in der Trunkenheit aber ein sinnloser Wütherich. Hatte ihn der Schnapsteufel in den Krallen, so genügte der geringste Anlaß dazu, daß er seine Frau in empörender Weise mißhandelte, die Kinder aus dem Hause warf und die wenigen Möbelstücke des armseligen Hausraths kurz und klein schlug. In solcher Stimmung kehrte er, nach durchzechter Nacht, auch gestern Nachmittag um ein Uhr nach Hause zurü, und traf die Seinen gerade bei dem Mittagsmahl. Es dauerte nicht lange, bis er mit seiner Frau Streit anfing; er nannte sie eine faule Person, die ihrem Mann nicht einmal Sonntags eine ordentlichen Bissen vorsetze. Die Dulderin ließ die Fluth der Schmähungen still über sich ergehen, um den Wütherich durch Widerspruch nicht noch mehr zu reizen. Ihre Tochter Annie aber bat den Vater, die Mutter doch nicht so schlecht zu behandeln, worauf sie Albertsen kurzer Hand aus dem Haus warf. Dann stürmte er in das Zimmer zurück, packte seine Frau am Halse und versetzte ihr mehrere Faustschläge in's Gesicht. Die Mißhandelte riß sich los und entfloh mit ihren Kleinen aus dem Hause. Albertsen ließ nun sein Wuth an den Möbeln aus und warf sich, nachdem er sein Müthchen auf diese Weise gekühlt, auf sein Lager, um die Wirkungen des Branntweins zu verschlafen.

Erst um 5 Uhr Nachmittags weckte ihn sein Sohn Charles, der wissen wollte, ob er die Pferde des Vaters für diesen füttern sollte. Wüthend darüber, daß er aufgeweckt worden war, stürzte Albertsen, nur mit seinen Unterkleidern angethan, in die Küche, wo seine Frau und die Kinder sich gerade zum Abendbrot niedersetzen wollten. Er eilte geradewegs auf seine Frau zu und versetzte ihr einen Faustschlag, der sie zu Boden streckte. Als sie den Versuch machte, sich zu erheben, ergriff Albertsen einen eisernen Schürhaken und bearbeitete mit demselben den Kopf seiner Frau. Dies war zu viel für seinen Sohn Arthur, der einen Stuhl ergriff und mit demselben auf seinen Vater eindrang. Albertsen parirte den ersten nach ihm geführten Schlag mit dem Arm, und ging Arthur dann mit dem Schürhaken zu Leib. Der Junge, welcher die ihm überlegenen Körperkräfte seines Vaters von mancher schweren Züchtigung her wohl kannte, ließ den Stuhl fallen und rannte in das Schlafzimmer, dessen Thüre er hinter sich verschloß. Dann suchte er einen kleinen Revolver hervor, den er besaß, und rief Albertsen, der mit den Füßen gegen die Thüre trat, zu, er werde schießen, wenn der Vater die Thüre einbreche. Albertsen kehrte sich nicht an diese Warnung, sondern warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht gegen die Thüre. Sie gab nach und nun standen sich die Beiden Aug' in Auge gegenüber. Unbekümmert um die auf ihn gerichtete Waffe, wollte Albertsen gerade den Schürhaken auf den Kopf seines Sohnes niedersausen lassen, als dieser abdrückte. Mit einem Fluch stürzte Albertsen, dessen rechte Brust die Kugel durchbohrt hatte, zu Boden. Rasch wurde nach einem Arzt geschickt, aber bei dessen Eintreffen war menschliche Hilfe bereits vergeblich.

50 Tonnen Candy

Sind von der Regierung an unsere Soldaten auf den Philippinen Inseln verschickt worden.

Fünfzig Tonnen Candy sind von dem Einkaufs-Departement der Armee während der letzten drei Monate an die Soldaten auf den Philippinen-Inseln verschickt worden und große Quantitäten an die Soldaten in Kuba und Puerto Rico.

Dies geschah auf Anrathen der Offiziere des ärztlichen Stabes in der Armee, denn es ist eine physiologische Thatsache, daß ein mäßiger Gebrauch von Zuckerwaaren der Gesundheit förderlich ist und natürliche Verlangen des Magens befriedigt.

Candy war nie zuvor in der Vereinigten Staaten Armee eingeführt worden, obgleich er allgemein als eine Ration von den französischen und englischen Truppen in den Tropen gebraucht wurde.

Dies wirft eine weitere altmodische Theorie um, daß Süßigkeiten den Verdauungs-Organen schädlich sind, während doch ein mäßiger Gebrauch von Süßigkeiten thatsächlich nutzbringend ist.

Sehr wenige Sachen sind schädlich und der Sonderling, welcher den Gebrauch von wenig Körnerfrucht und Gemüse befürwortet und den Gebrauch von Süßigkeiten und Fleisch verwirft, ist im Irrthum, denn eine gesunde Auswahl von Fleisch- und Gemüsespeise ist absolut nothwendig zur Aufrechterhaltung guter Gesundheit.

Die beste Regel, die man befolgen soll, ist die, etwas zu essen, wonach der Appetit Verlangen hat, und wenn sich Beschwerden oder Leiden bei der Verdauung von Fleisch und Süßigkeiten einstellen, so kann dieses Leiden leicht gehoben werden durch den regelmäßigen Gebrauch eines gefahrlosen Verdauungs-Mittels, zusammengesetzt aus Pepsin und Diastase nach den Mahlzeiten, welches dem Magen behilflich ist, die Magensäure zu vermehren und welches die natürlichen Peptone liefert, an welchen es jedem schwachen Magen fehlt.

Das beste Mittel dieser Art ist vielleicht Stuarts Dyspepsie Tablets, welche in jeder Apotheke zu haben sind.

Jahre des Gebrauchs haben den Werth und die Wirksamkeit von Stuarts Dyspepsie Tablets in allen Fällen von Verdauungsstörung bewiesen. momifr

Brandschaden.

Während der Abwesenheit der Familie wurde gestern Nachmittag das Wohnhaus von C. S. Cosgrove in Oak Park ein Raub der Flammen. Das Feuer entstand in einem schadhaften Schornstein, und der zur Zeit wehende heftige Wind fachte die Flammen dermaßen an, daß innerhalb einer Viertelstunde nur noch die rauchgeschwärzten Seitenmauern des schmucken Hauses übrig waren. Erst als es nichts mehr zu retten gab, kam der Schlauchwagen von Harlem in sausendem Galopp auf dem Brandplatz an. Auf die unwilligen Fragen der Zuschauer, welche der Brand herbeigelockt hatte, gab der Kutscher des Schlauchwagens zur Antwort, daß sich die Feuerwehr nicht des Besitzes eines Gespannes rühmen könne. Ertöne der Feueralarm, so zögen die Feuerwehrleute ihre Uniform an und setzen sich auf den Bock ihres Schlauchwagens, um zu warten, bis Jemand komme, der ihnen seine Pferde leihe. Bei dem gestrigen Brande erwies der Besitzer eines Gespannes, das sonst einen Kohlenwagen zieht, ihnen diesen Liebesdienst.

J. C. White, 8754 Throop Str. wohnhaft, betrat um 7 Uhr gestern Abend mit einer brennenden Laterne seinen Stall, um sein Pferd zu füttern und zu putzen. Er setzte die Laterne hinter dem Pferd nieder und machte sich daran, Futter herbeizuschaffen. Das Pferd schlug aus, warf dabei die Laterne um, und der Stall gerieth in Brand. — White band rasch den Gaul los und alarmirte dann die Feuerwehr. Ehe diese eintraf, hatten sich die Flammen bereits dem Wohnhaus mitgetheilt, das zum Betrage von $600 beschädigt wurde, ehe das Feuer gelöscht werden konnte. Der Sachschaden an der Stallung belief sich auf $400.

Nahm sich's sehr zu Herzen.

Die 22 Jahre alte Johanna Platt wurde gestern Abend von Nachbarn in ihrer Wohnung, Nr. 122 18. Str., bewußtlos aufgefunden. Sie hatte eine große Dosis Karbolsäure verschluckt. Eiligst wurde ein Arzt herbeigerufen, doch war jede Hilfe vergeblich. Die Unglückliche erlag den Folgen des Giftes. Wie die Polizei ermittelte, war Johanna Platt vor wenigen Tagen ihrem Gatten davongelaufen, als sie mit demselben ihren ersten argen Streit gehabt hatte. Ihr Mann soll alsdann vergeblich versucht haben, den Aufenthalt der Zürnenden zu ermitteln. Die unglückliche junge Frau hatte sich, wie ihre Zimmernachbarin der Polizei mittheilte, das Zerwürfniß mit ihrem Gatten so sehr zu Herzen genommen, daß sie lebensüberdrüssig geworden war. Die Leiche wurde im Bestattungsgeschäft Nr. 1722 Wabash Ave. aufgebahrt.

Was Yu erzählt.

Rom, 22. Nov.

Der Kriegskorrespondent der „Stampa" von Turin schreibt in seinem letzten Briefe aus Peking, der vom 30. September datirt ist, daß seine chinesischen Freunde ihn gebeten hätten, einen Gang mit ihnen zu thun, damit er sich in den kleinsten Winkelgäßchen von der Wirkung der „europäischen Zivilisation" üüberzeugen könnte. Der erste Besuch galt dem russischen Viertel. Die Straßen waren schon verhältnißmäßig gesäubert von — den Leichen der Kinder, die man aus Liebe zur Kultur gegen die Mauern geworfen hatte, um wissenschaftlich die Widerstandsfähigkeit chinesischer Kinderschädel festzustellen, aber in den Höfen zahlreicher Häuser war noch manches Kulturwerk zu bestaunen. So führte Freund Yu den italienischen Korrespondenten u. A. in den Hof eines chinesischen Patrizierhauses und sagte lakonisch: „Seht Euch das nur an!"

Und der Korrespondent sah, schaute und — erstarrte. Dreizehn Leichen von jungen Frauen lagen in dem Hofe. Als der freundliche Führer die Erstarrung des Fremden sah, begann er zu erzählen.

„Dies ist das Haus des reichen Kaufmanns Tschu. Eines Tages nimmt sich dessen Frau ein Herz und sagt zum Gatten: „Mein Herr, die Barbaren sind in Peking eingezogen, und uns Armen bleibt wenig Hoffnung. Wir wissen schon von Tung-Tschu her, daß sie keinem Manne Pardon geben und auch die Frauen nicht schonen. Ich wollte von dieser Sache mit Dir sprechen, damit Du einen ehrenhaften Ausweg für uns findest, da wir ja nicht fliehen können. Ich habe ein glückliches Leben, ein langes, glückliches Leben an Deiner Seite geführt, und so macht mir der Tod keine Angst. Aber meine Töchter und meine Mägde sind noch jung, und ich glaube, Du allein kannst ihnen beibringen, welches die ehrenwertheste Art ist, um der Gefahr zu begegnen."

Darauf hustete der alte Tschu; er rauchte seine Pfeife weiter, die längst nicht mehr brannte, und nach langem Schweigen sagte er: „Sicherlich. Da müssen wir ein Rettungsmittel ausdenken. Ich setze natürlich voraus, daß Deine Töchter gut von Dir erzogen sind und schon allein wissen, was die Ehre gebeut."

Arme Töchter! Arme Mägde! . . . Wenige Augenblicke später kamen sie, Töchter des Hauses, Nichten, Enkelinnen und alle Mägde, und dann legte der alte Tschu seine Pfeife beiseite und hub also zu sprechen an:

„Die Zeiten der Betrübniß sind über uns gekommen. Also müssen wir einen Weg finden, um auf anständige Weise der Plage auszuweichen. Unsere Familie hat viele Generationen hindurch sich durch Tugend und Ehrliebe ausgezeichnet, und jetzt ist also der Augenblick gekommen, wo wir zeigen müssen, daß wir uns des Unterschiedes zwischen anständigen und unanständigen Leuten bewußt sind. Folglich müßt Ihr, liebe Mädchen, um jeden Preis vermeiden, daß Eure Ehre angetastet wird; denn Ihr wißt, daß es besser ist, zu sterben, als in Schande zu leben."

Und alle Mädchen antworteten ihm im Chor: „Vater Tschu, wir w i s s e n, was wir zu thun haben. Glaubst Du, wir wären zu ungeschickt, um einen Seilknoten zu machen? Wer von uns den Garten liebt, der gehe zum Garten, wer aber den Brunnen vorzieht, der gehe zum Brunnen. Wir folgen dem Gebote unseres Schicksals."

Vater Tschu war von dieser Antwort so gerührt, daß ihm die Thränen in die Augen kamen und daß er halb weinend, halb lachend alle Mädchen in die Wangen kniff und ihnen ein über das andre Mal versicherte, daß sie gute, liebe, brave Kinder seien, die das Paradies verdient hätten. Darauf zog er sich in sein Zimmer zurück und begann zu lesen in einem der alten Bücher der klassischen Dichter — während er zugleich stets nach dem Garten ausspähte. Von Zeit zu Zeit hörte er einen leisen Schrei und dann hielt er sich beide Ohren zu mit beiden Händen, und nachher las er bis zum Abend. Als er sah, daß es Abend war, und zugleich sah, daß er noch lebte und die Fremden ihn noch nicht gemordet hatten, da ging er, sein Buch unter dem rechten Arme in den Garten — und fand die seltsamen Früchte, die von seinen Pflaumenbäumen herabhingen. Und er zählte sie, und es fehlten mehrere. Aber diese fand er später am Brunnen zwischen den Blumen mit zerschnittener Kehle in einer Lache von Blut.

Doch eine fehlte noch, die Kleinste, die er „Glöckchen" genannte hatte, weil ihrer Stimme Silberklang ihn stets so entzückte und ihr Gesang, wenn sie von Morgens bis Abends die Lieder von Mutter Niang trillerte. In seiner Angst hub er an zu schreien wie ein Narr, bis endlich einer der Nachbarn herzukam. Plötzlich hörte er ein zartes Stimmchen, das ihn rief, und er merkte bald, daß es aus dem Brunnen kam und daß es sagte: „Papa, Papa, rette mich!" Und darauf verlor Papa Tschu seinen Verstand; denn er begann zu rufen: „Die Geister verfolgen mich. Es scheint, daß man nicht mehr in dem Hause bleiben kann, wo Alles todt ist und nur das Stimmchen des Glöckchens aus dem Brunnen schreit." Von dem Augenblick an hat ihn Niemand mehr gesehen. Man sah ihn zum letzten Male, wie er, ein Buch unter dem Arm, einem Besessenen gleich davonlief. Vielleicht lief er den fremden Soldaten entgegen, und die tödteten ihn." — —

Yu aber schritt weiter mit dem fremden Korrespondenten, der betrübt ihn fragte:

„Und ist nach jenem Tage Niemand in das Haus eingedrungen?"

Yu antwortete: „Hier und da ein Soldat, um zu rauben und ein Rabe, um zu —" und dabei zeigte er auf einen Schwarm dieser schwarzröckigen Vögel, die uns umkrächzten. „Uebrigens," so fuhr Yu fort, „es war das Beste, was die Mädchen aus guter Familie thun konnten, sich selbst zu tödten; denn die andern wurden von russischen Soldaten vergewaltigt und sind zum Theil auch gestorben. Natürlich nach diesen Tagen gibt es in Peking nur noch alte Frauen, die jungen sind todt oder geflohen. Dazu kommt, daß durch die vielen Selbstmorde das Wasser mancher Brunnen ungenießbar ist. Auch sind viele Häuser unbewohnbar, weil die Geister sich über den frühzeitigen Tod beklagen und sich immer noch nicht entschließen können, die Stätte zu verlassen, wo sie als Menschen so glücklich lebten."

Der Korrespondent aber schließt seinen Brief, wie folgt: „Betrübt kehrte ich nach Hause zurück. Es war Abend, die Straßen waren leer, ich traf nur halbverhungerte Hunde und hörte nur dann und wann einen Flintenschuß und das Krächzen der Raben, die in dunklen Schwärmen über die Stadt flogen."

Wie Frauen rauchen.

Aus London wird geschrieben: Den Reiz der Neuheit oder der Extravaganz hat das Rauchen in der fashionablen Damenwelt schon seit längerem verloren. Es ist jetzt eine vollberechtigte Gewohnheit, die auch von hochstehenden Damen völlig zwanglos geübt wird. Natürlich haben sich auch schon allerhand Regeln und Moden herausgebildet. In erster Linie kommt es darauf an, daß dem Rauchen jede schädigende Wirkung auf die Schönheit der Raucherinnen genommen wird. Was sie rauchen, muß kühl und rein sein, denn eine heiße oder salzige Zigarette trocknet ihnen die Kehle aus und macht die Stimme unrein. Dann ist zu beachten, daß die Form des Mundes nicht unter der Gewohnheit des Rauchens leide. Die Zigarette darf weder zu dick noch zu dünn sein; sie füllt sonst den hübschen Mund zu sehr oder sie zwingt ihn, sich unwillkürlich zusammenzuziehen, was sicher zur Folge haben würde, daß die Runzeln sich in unerwünschter Weise vermehren würden. Die „smarte" Raucherin bevorzugt eine Zigarette mit Goldspitze. Aber diese ist nicht der einzige Schutz, den „Rosenknospenlippen" gegen die Befleckung durch die Zigarette verlangen. Die Vorbereitungen und Vorsichtsmaßregeln, die eine schöne Raucherin trifft, um Zähne, Lippen, Nägel und Finger nicht zu beschmutzen, sind äußerst sorgfältig. Zuerst wurden Bernsteinspitzen angeboten und gekauft. Den Anspruchsvolleren genügten diese aber noch nicht, worauf eine Bernstein-Zigarettenspitze mit Goldrand hergestellt wurde, in die auf der einen Seite die Zigarette gesteckt wird, während auf der anderen eine etwa zwei Zoll lange Federpose hervorragt; diese wird in den Mund gesteckt, und sie ist wirklich wundervoll kühlend. Dieses hübsche kleine Spielzeug wird in einer Gold- oder Silberschachtel verkauft, die entweder ganz einfach oder zierlich mit Gravirungen und Edelsteinen geschmückt ist. Sollte eine Dame doch noch so „altmodisch" sein und es hier und da nicht gern sehen, daß man sie sofort als Raucherin erkennt, so kann sie ihre Zuflucht zu einer kleinen Täuschung nehmen. So werden diese Etuis oft genau in der Form eines hübschen dicken ehrbaren Bleistifthalters hergestellt. Auch Zigarettentäschchen werden bisweilen mit Bedacht so gearbeitet, daß sie nur einen bescheidenen Raum einnehmen. Ein Zigarettenetui hat auch den Namen seiner schönen Besitzerin und ihre Adresse auf einer Seite eingravirt. Es sieht genau wie ein Briefumschlag aus und zeigt den Namen und die Adresse der Besitzerin in ihrer eigenen Handschrift.

Stimmmaschinen.

Bei der hinter uns liegenden Präsidentenwahl sind in einer Anzahl Staaten Stimmmaschinen — wie früher versuchsweise schon bei Staats- und städtischen Wahlen — zur Verwendung gelangt, und zwar, nach übereinstimmenden Meldungen aus New York und Massachusetts besonders, mit größtem Erfolge. Auch in Rhode Island hat die Stimmmaschine Verwendung gefunden und sich entschieden bewährt. Sie schließt jede Möglichkeit der Mogelei, des Betrugs, aus und zählt und registrirt unfehlbar sicher und schnell.

In Rhode Island sind in verschiedenen Städten und Ortschaften im Ganzen siebzig Maschinen benutzt worden, und die Probe, welcher dieselben unterzogen wurden, war insofern eine komplizirte, als neben den Präsidentschaftswählern viele Kandidaten für Staats- und für Munizipalämter im Felde waren, außerdem aber über elf Verfassungszusätze und eine Frage abgestimmt wurde, in welcher es sich um eine Bewilligung von $700,000 handelte. Um die Zählung noch mehr zu erschweren, schreibt die Verfassung von Rhode Island vor, daß die Stimmzettel für Staatsbeamte von denen für Munizipalbeamte und für Präsidentschaftswähler gesonderte sein müssen, da alle für Staatsbeamte abgegebenen Stimmen nachzuzählen sind. Trotz aller dieser Erschwerungen des Wahlmodus hat sich die Stimm-Maschine vorzüglich bewährt und ist mit dem Fazit der Wahl um Stunden früher fertig gewesen, als dies je früher ungeachtet der eifrigen Arbeit tüchtiger Zähler in den Wahlbezirken der Fall war, in denen diesmal Stimmaschinen zur Verwendung gelangten.

Nur bei einer einzigen von den siebzig in Gebrauch genommenen Maschinen trat, und das wohl nur in Folge des Umstandes, daß man den Mechanismus noch nicht vollkommen verstand und daher in der Benutzung ein Versehen passirt war, eine Unterbrechung von nicht ganz fünf Minuten ein. Jedenfalls hat sich feststellen lassen, daß von den Maschinen unendlich viel weniger Fehler beim Markiren des australischen Wahlzettels gemacht werden, als von den Stimmgebern; daß sehr viel Zeit sowohl beim Stimmen, wie beim Zählen der abgegebenen Stimmen gespart wird. Es ist schließlich durch sorgfältige Nachzählungen über jeden Zweifel festgestellt worden, daß jede Maschine das durch sie abgegebene Votum richtig gezählt hat.

Ueber die mit der Stimm-Maschine in Rhode Island und in anderen Staaten angestellten Versuche und die auf diese Weise erlangten Wahlresultate sprechend, sagt ein großes östliches Blatt: „Täuschen die Anzeichen nicht, so ist es sogut wie gewiß, daß der Wechsel vom Hand- zum Maschinenstimmen in naher Zukunft unvermeidlich ist. Es kommt daher im Augenblick vor Allem darauf an, gewissenhaft und ohne Vorurtheil die Ansprüche zu prüfen, welche für die verschiedenen Stimmmaschinen erhoben werden. Nur auf diese Weise kann man hoffen, die für den wichtigen bürgerlichen Akt des Wählens geeignetste, die vollkommenste Maschine zu finden. Man prüfe alle diese Maschinen und wähle die in ihrer Arbeit perfekteste, sparsamste und schnellste."

Das ist offenbar ein verständiger Vorschlag, der Nachahmung finden sollte; denn man mag sich nur immer mit dem Gedanken vertraut machen, sehr bald schon mittelst der Stimm-Maschine sein Votum abzugeben. In zwanzig Jahren vermuthlich, vielleicht schon früher, werden die Stimmgeber, wenn sie ihrer Bürgerpflicht nachkommen und des Wahlmodus, wie er früher gebräuchlich, gedenken, ein behagliches Empfinden der Ueberlegenheit genießen, wenn nämlich die Maschine schnell und unfehlbar ihr Ticket markirt, eine bekanntlich jetzt noch dem einzelnen Wähler zufallende Aufgabe, bei der trotz aller Belehrung durch die Presse die meisten Fehler gemacht zu werden pflegen.

Abduhr Rahmans Selbstbiographie.

Es war seit geraumer Zeit bekannt, daß Abdur Rahman Khan, der jetzige Emir von Afghanistan, an einer Selbstbiographie arbeite. Schon zur Zeit, als er in der Verbannung in Samarkand von einem spärlichen russischen Jahrgeld lebte, verfaßte er eine Geschichte seiner Jugendjahre für den General Kaufmann, der dem General Skobelew die Erlaubniß gab, den Inhalt des Werkchens in seinem Buch über den Afghanenkrieg abzudrucken. Später, als der Emir bereits Herrscher in Kabul war, gab er dem Major Griesbach, einem Beamten des indischen Landvermessungsamtes, eine längere Geschichte seines Lebens. Es ist nöthig, diese früheren Arbeiten zu erwähnen, da bereits die Echtheit der soeben in zwei Bänden im Verlag von John Murray erschienenen Selbstbiographie des Abdur Rahman Khan in Zweifel gezogen wird. In seiner Vorrede berichtet Murray, daß der frühere Staatssekretär des Emirs, Sultan Mahomed Khan, ihm die Handschrift zur Veröffentlichung anvertraut hat. Abdur Rahman hat die ersten elf Kapitel, die fast ausschließlich selbstbiographisch sind, eigenhändig niedergeschrieben. Miß Lillian Hamilton, die als Aerztin mehrere Jahre am Hof zu Kabul verweilte und das Vertrauen des Emirs in hohem Grade besaß, hat die Handschrift nach England gebracht. Sie ist im Britischen Museum aufbewahrt. Sultan Mahomed Khan, der in Cambridge studirte, hat die Uebersetzung aus dem Persischen in's Englische besorgt. Dieser Mir Munschi bestatigt die genannten Thatsachen. Er ist, nebenbei gesagt, derselbe Beamte, der, wie man aus der Selbstbiographie erfährt, hinter einem Vorhang verborgen den Wortlaut der Verhandlungen zwischen seinem Meister Abdur Rahman und dem englischen Unterhändler Sir Mortimer Durand niederschrieb. Der zweite Theil der Selbstbiographie ist vom Emir seinem Mir Munschi in die Feder diktirt worden. Wenngleich Mir Munschi weder orientalische Gelehrsamkeit noch abendländische Bildung in besonderem Maße besitzt, so haben die beiden Bände des Abdur Rahman gleichwohl einen eigenartigen persönlichen Werth, weil sich in den selbstbiographischen Kapiteln der Geist eines orientalischen Herrschers enthüllt, der nach der Aussage seines Ministers nicht nur ein großer König, sondern auch ein sehr witziger und launiger Mann ist, und weil der zweite Theil des Buches eine äußerst werthvolle Studie über die Beziehungen zwischen England und Rußland ist, soweit sie das vom Emir beherrschte Afghanistan berühren.

Von seinen Ministern hat der Emir übrigens keine große Meinung. Er erzählt uns, daß sie ihm einmal während einer Hungersnoth den Rath gaben, die Kornhändler mit den Ohren an ihre Ladenthüren anzunageln, um sie zur Herabsetzung der Preise zu zwingen. Kein Wunder, daß der Emir über diesen werthvollen Rath lachte und seine Minister von da an nie mehr um ihre Meinung befragte. Minister, die sich im offenen Durbar um das hereingebrachte Naschwerk streiten und von den Soldaten mit Gewehrkolben auseinander getrieben werden müssen, taugen allerdings nicht viel als Rathgeber eines Herrschers, der weiß, was er will, und über die Mittel verfügt, seinen Willen durchzusetzen. Abdur Rahman zweifelt keinen Augenblick daran, daß Rußland entschlossen ist, Indien anzugreifen, sobald sich eine gute Gelegenheit dazu darbietet. Mit erstaunlicher Klugheit bespricht er die Ansichten derjenigen englischen Politiker, welche die Absicht Rußlands bezweifeln. Er bemerkt, die englische Verfassung scheine nur dazu geschaffen zu sein, um es der einen Partei im Staat zu ermöglichen, die Verantwortung für gemachte Fehler auf die andere Partei zu schieben. Aus diesem Grunde und weil er an die Fortdauer der in Indien befolgten Politik bei dem fortwährenden Wechsel der Vizekönige nicht glaubt und der von verschiedenen Anglo-Indiern empfohlenen Vorwärtspolitik nicht traut, hat Abdur Rahman versucht, vor einigen Jahren unmittelbare Beziehungen mit der englischen Regierung anzuknüpfen und einen Gesandten in London zu haben. Er hat es schwer empfunden, daß die englische Regierung davon nichts wissen wollte. Merkwürdig und belehrend sind die Ansichten des Emirs über die englischen Vizekönige und sonstige hochstehende Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam. Den Lord Dufferin erklärt er für den weisesten und klügsten Staatsmann, der je Indien regiert habe. Lord Ripon war der freisinnigste aller Vizekönige, weil er kein Vorurtheil gegen Kasten, Hautfarbe oder Glaubensbekenntnisse hegte. Den jetzigen Vizekönig Lord Curzon, mit dem er 1894 zusammentraf, beschreibt er als einen sehr gemüthlichen, fleißigen, sehr belesenen und ehrgeizigen jungen Mann voll Witz und Laune. Den Lord Lansdowne dagegen konnte er nicht leiden. Dieser Vizekönig beleidigte ihn durch den drohenden Ton seiner Schriftstücke; auch dem Lord Roberts traute er nie ganz.

Lokalbericht.

Stürzte sich aus dem Fenster herab.

Die Bewohner und Nachbarn des Gebäudes No. 133 West Adams Str. vernahmen gestern Abend, um 9 Uhr, einen markerschütternden Schrei. Unten, auf dem Seitenwege, sammelten sich Leute an. Frau Maud Richter, welche im vierten Stockwerk des bezeichneten Hauses ein Zimmer bewohnte, hatte sich zum Fenster hinausgestürzt. Bewußtlos lag sie am Boden. Die eiligst herbeigerufene Polizei ließ die Schwerverletzte nach dem County-Hospital schaffen. Im Zimmer der Verunglückten fanden die Polizisten einen gewissen James Davis schlafend vor, der während der letzten Zeit öfter in Gesellschaft der Frau gesehen worden war. Der Mann behauptete anfänglich, er wisse nicht, wie die Frau dazu gekommen wäre, den gefährlichen Sprung zu thun. Später gab er zu, Frau Richter hätte gestern Abend von ihm Abschied genommen, auf Nimmerwiedersehen, doch habe er sich das so erklärt, daß sie auf und davongehen wollte, ohne sich das Leben zu nehmen. Davis war noch in halbberauschten Zustande, als er mit der Schwerverletzten im County-Hospital konfrontirt wurde. Sie war wieder zum Bewußtsein gebracht worden, wandte ihre Blicke jedoch von dem vor ihr Stehenden unwillig ab und erklärte, sie wolle keine nähern Angaben machen. Der Mann wurde in einer Zelle der Revierwache an Desplaines Straße eingesperrt. Die Aerzte, welche die Frau behandeln, zweifeln, daß es ihrer Kunst gelingen werde, sie am Leben zu erhalten; sie hat mehrere Rippenbrüche und eine schwere Verletzung des Rückgrats erlitten. Wie ihre Nachbarn erzählen, ist Frau Richter die geschiedene Gattin eines hiesigen Kommissionshändlers; durch Trunksucht soll sie von Stufe zu Stufe gesunken sein, und in der letzten Zeit soll sie in ärmlichen Verhältnissen gelebt haben.

Von Räubern überfallen.

Der Hufschmied A. H. Kirk aus Fort Sheridan vergnügte sich gestern in Chicago. Abends besuchte er mehrere Wirthschaften an West Madison Str. Auf dieser Bummeltour war er kreuzfidel an der Ecke von Madison und Desplaines Straße angelangt, als ihm plötzlich zwei Kerle entgegentraten, ihn packten und seine Taschen durchsuchten. Kirk erholte sich rasch von dem jähen Schrecken, der ihn so schnell aus seiner vergnügten Stimmung gerissen hatte, und rief mit Aufbietung seiner ganzen Lungenkraft um Hilfe. Zwei Polizisten der Desplaines Str.-Station waren in der Nähe. Sie trafen noch rechtzeitig auf dem Schauplatz des Raubüberfalles ein, um die beiden Banditen festnehmen zu können. Bei ihrem Vorverhör in der Revierwache gaben die Verhafteten ihre Namen als William McDowell und Michael Kane zu Protokoll. Geld und Werthsachen, die sie ihrem Opfer abgenommen hatten, wurden bei ihnen vorgefunden.

Leset die „Sonntagpost".

Von seinem Sohn erschossen.

Arthur Albertsen wurde gestern zum Vatermörder.

Der 17jährige junge Mann handelte augenscheinlich in Nothwehr.

Wollte seine Mutter vor schweren Mißhandlungen schützen.

Der Schnapsteufel hat Schuld an der Tragödie.

Von seinem eigenen 17jährigen Sohn Arthur ist gestern Nachmittag der 52 Jahre alte Fuhrmann Samuel Albertsen, 3948 Wentworth Ave. wohnhaft, erschossen worden. Um seine Mutter vor weiteren Mißhandlungen von Seiten ihres trunkenen Gatten zu schützen, trat Arthur seinem Vater entgegen und drohte, ihn mit einem Stuhl niederschlagen zu wollen, wenn er nicht von seinen Mißhandlungen ablasse. Albertsen ging seinem Sohn mit einem eisernen Schürhaken zu Leibe, worauf Arthur sich in seinem Schlafzimmer verbarrikadirte. Er erklärte dem Wütherich, daß er von seinem Revolver Gebrauch machen würde, wenn er versuche, die Thüre zu sprengen. Albertsen kehrte sich aber nicht an diese Drohung, sondern warf sich gegen die verschlossene Thüre, die auch aufsprang. Einen Augenblick standen sich Vater und Sohn schweigend gegenüber, jener in der Rechten den Schürhaken zum Schlag bereit, dieser mit schußfertigem Revolver. Albertsen holte aus, ehe er aber noch zuschlagen konnte, krachte ein Schuß, und mit einer Kugel in der rechten Brustseite stürzte Albertsen zu Boden. Als der rasch herbeigeholte Arzt eintraf, fand er eine Leiche vor. Der Vatermörder stellte sich selber der Polizei und dieselbe schenkt seiner Behauptung, in berechtigter Nothwehr gehandelt zu haben, vollen Glauben.

Der Mord war das Schlußkapitel der Geschichte einer unglücklichen Ehe. Albertsen und seine Frau heiratheten vor 20 Jahren in einem kleinen norwegischen Städtchen und wanderten bald darauf nach Amerika aus. Hier fand Albertsen anfänglich Arbeit in einem Bergwerk bei Iron Mountain, Mich., verzog aber nach Chicago, als die Familie sich allmählich vergrößerte. Trotzdem Albertsen zuletzt für neun Kinder zu sorgen hatte, von denen Arthur das älteste, das Jüngste aber noch nicht getauft ist, ergab er sich dermaßen dem Trunk, daß er fast seinen ganzen Verdienst in Spirituosen anlegte und der 17jährige Arthur die Familie thatsächlich unterhielt. In nüchternem Zustande war Albertsen ein ruhiger Mensch, in der Trunkenheit aber ein sinnloser Wütherich. Hatte ihn der Schnapsteufel in den Krallen, so genügte der geringste Anlaß dazu, daß er seine Frau in empörender Weise mißhandelte, die Kinder aus dem Hause warf und die wenigen Möbelstücke des armseligen Hausraths kurz und klein schlug. In solcher Stimmung kehrte er, nach durchzechter Nacht, auch gestern Nachmittag um ein Uhr nach Hause zurü, und traf die Seinen gerade bei dem Mittagsmahl. Es dauerte nicht lange, bis er mit seiner Frau Streit anfing; er nannte sie eine faule Person, die ihrem Mann nicht einmal Sonntags eine ordentlichen Bissen vorsetze. Die Dulderin ließ die Fluth der Schmähungen still über sich ergehen, um den Wütherich durch Widerspruch nicht noch mehr zu reizen. Ihre Tochter Annie aber bat den Vater, die Mutter doch nicht so schlecht zu behandeln, worauf sie Albertsen kurzer Hand aus dem Haus warf. Dann stürmte er in das Zimmer zurück, packte seine Frau am Halse und versetzte ihr mehrere Faustschläge in's Gesicht. Die Mißhandelte riß sich los und entfloh mit ihren Kleinen aus dem Hause. Albertsen ließ nun sein Wuth an den Möbeln aus und warf sich, nachdem er sein Müthchen auf diese Weise gekühlt, auf sein Lager, um die Wirkungen des Branntweins zu verschlafen.

Erst um 5 Uhr Nachmittags weckte ihn sein Sohn Charles, der wissen wollte, ob er die Pferde des Vaters für diesen füttern sollte. Wüthend darüber, daß er aufgeweckt worden war, stürzte Albertsen, nur mit seinen Unterkleidern angethan, in die Küche, wo seine Frau und die Kinder sich gerade zum Abendbrot niedersetzen wollten. Er eilte geradewegs auf seine Frau zu und versetzte ihr einen Faustschlag, der sie zu Boden streckte. Als sie den Versuch machte, sich zu erheben, ergriff Albertsen einen eisernen Schürhaken und bearbeitete mit demselben den Kopf seiner Frau. Dies war zu viel für seinen Sohn Arthur, der einen Stuhl ergriff und mit demselben auf seinen Vater eindrang. Albertsen parirte den ersten nach ihm geführten Schlag mit dem Arm, und ging Arthur dann mit dem Schürhaken zu Leib. Der Junge, welcher die ihm überlegenen Körperkräfte seines Vaters von mancher schweren Züchtigung her wohl kannte, ließ den Stuhl fallen und rannte in das Schlafzimmer, dessen Thüre er hinter sich verschloß. Dann suchte er einen kleinen Revolver hervor, den er besaß, und rief Albertsen, der mit den Füßen gegen die Thüre trat, zu, er werde schießen, wenn der Vater die Thüre einbreche. Albertsen kehrte sich nicht an diese Warnung, sondern warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht gegen die Thüre. Sie gab nach und nun standen sich die Beiden Aug' in Auge gegenüber. Unbekümmert um die auf ihn gerichtete Waffe, wollte Albertsen gerade den Schürhaken auf den Kopf seines Sohnes niedersausen lassen, als dieser abdrückte. Mit einem Fluch stürzte Albertsen, dessen rechte Brust die Kugel durchbohrt hatte, zu Boden. Rasch wurde nach einem Arzt geschickt, aber bei dessen Eintreffen war menschliche Hilfe bereits vergeblich.

50 Tonnen Candy

Sind von der Regierung an unsere Soldaten auf den Philippinen Inseln verschickt worden.

Fünfzig Tonnen Candy sind von dem Einkaufs-Departement der Armee während der letzten drei Monate an die Soldaten auf den Philippinen-Inseln verschickt worden und große Quantitäten an die Soldaten in Kuba und Puerto Rico.

Dies geschah auf Anrathen der Offiziere des ärztlichen Stabes in der Armee, denn es ist eine physiologische Thatsache, daß ein mäßiger Gebrauch von Zuckerwaaren der Gesundheit förderlich ist und natürliche Verlangen des Magens befriedigt.

Candy war nie zuvor in der Vereinigten Staaten Armee eingeführt worden, obgleich er allgemein als eine Ration von den französischen und englischen Truppen in den Tropen gebraucht wurde.

Dies wirft eine weitere altmodische Theorie um, daß Süßigkeiten den Verdauungs-Organen schädlich sind, während doch ein mäßiger Gebrauch von Süßigkeiten thatsächlich nutzbringend ist.

Sehr wenige Sachen sind schädlich und der Sonderling, welcher den Gebrauch von wenig Körnerfrucht und Gemüse befürwortet und den Gebrauch von Süßigkeiten und Fleisch verwirft, ist im Irrthum, denn eine gesunde Auswahl von Fleisch- und Gemüsespeise ist absolut nothwendig zur Aufrechterhaltung guter Gesundheit.

Die beste Regel, die man befolgen soll, ist die, etwas zu essen, wonach der Appetit Verlangen hat, und wenn sich Beschwerden oder Leiden bei der Verdauung von Fleisch und Süßigkeiten einstellen, so kann dieses Leiden leicht gehoben werden durch den regelmäßigen Gebrauch eines gefahrlosen Verdauungs-Mittels, zusammengesetzt aus Pepsin und Diastase nach den Mahlzeiten, welches dem Magen behilflich ist, die Magensäure zu vermehren und welches die natürlichen Peptone liefert, an welchen es jedem schwachen Magen fehlt.

Das beste Mittel dieser Art ist vielleicht Stuarts Dyspepsie Tablets, welche in jeder Apotheke zu haben sind.

Jahre des Gebrauchs haben den Werth und die Wirksamkeit von Stuarts Dyspepsie Tablets in allen Fällen von Verdauungsstörung bewiesen. momifr

Brandschaden.

Während der Abwesenheit der Familie wurde gestern Nachmittag das Wohnhaus von C. S. Cosgrove in Oak Park ein Raub der Flammen. Das Feuer entstand in einem schadhaften Schornstein, und der zur Zeit wehende heftige Wind fachte die Flammen dermaßen an, daß innerhalb einer Viertelstunde nur noch die rauchgeschwärzten Seitenmauern des schmucken Hauses übrig waren. Erst als es nichts mehr zu retten gab, kam der Schlauchwagen von Harlem in sausendem Galopp auf dem Brandplatz an. Auf die unwilligen Fragen der Zuschauer, welche der Brand herbeigelockt hatte, gab der Kutscher des Schlauchwagens zur Antwort, daß sich die Feuerwehr nicht des Besitzes eines Gespannes rühmen könne. Ertöne der Feueralarm, so zögen die Feuerwehrleute ihre Uniform an und setzen sich auf den Bock ihres Schlauchwagens, um zu warten, bis Jemand komme, der ihnen seine Pferde leihe. Bei dem gestrigen Brande erwies der Besitzer eines Gespannes, das sonst einen Kohlenwagen zieht, ihnen diesen Liebesdienst.

J. C. White, 8754 Throop Str. wohnhaft, betrat um 7 Uhr gestern Abend mit einer brennenden Laterne seinen Stall, um sein Pferd zu füttern und zu putzen. Er setzte die Laterne hinter dem Pferd nieder und machte sich daran, Futter herbeizuschaffen. Das Pferd schlug aus, warf dabei die Laterne um, und der Stall gerieth in Brand. — White band rasch den Gaul los und alarmirte dann die Feuerwehr. Ehe diese eintraf, hatten sich die Flammen bereits dem Wohnhaus mitgetheilt, das zum Betrage von $600 beschädigt wurde, ehe das Feuer gelöscht werden konnte. Der Sachschaden an der Stallung belief sich auf $400.

Nahm sich's sehr zu Herzen.

Die 22 Jahre alte Johanna Platt wurde gestern Abend von Nachbarn in ihrer Wohnung, Nr. 122 18. Str., bewußtlos aufgefunden. Sie hatte eine große Dosis Karbolsäure verschluckt. Eiligst wurde ein Arzt herbeigerufen, doch war jede Hilfe vergeblich. Die Unglückliche erlag den Folgen des Giftes. Wie die Polizei ermittelte, war Johanna Platt vor wenigen Tagen ihrem Gatten davongelaufen, als sie mit demselben ihren ersten argen Streit gehabt hatte. Ihr Mann soll alsdann vergeblich versucht haben, den Aufenthalt der Zürnenden zu ermitteln. Die unglückliche junge Frau hatte sich, wie ihre Zimmernachbarin der Polizei mittheilte, das Zerwürfniß mit ihrem Gatten so sehr zu Herzen genommen, daß sie lebensüberdrüssig geworden war. Die Leiche wurde im Bestattungsgeschäft Nr. 1722 Wabash Ave. aufgebahrt.

Was Yu erzählt.

Rom, 22. Nov.

Der Kriegskorrespondent der „Stampa" von Turin schreibt in seinem letzten Briefe aus Peking, der vom 30. September datirt ist, daß seine chinesischen Freunde ihn gebeten hätten, einen Gang mit ihnen zu thun, damit er sich in den kleinsten Winkelgäßchen von der Wirkung der „europäischen Zivilisation" üüberzeugen könnte. Der erste Besuch galt dem russischen Viertel. Die Straßen waren schon verhältnißmäßig gesäubert von — den Leichen der Kinder, die man aus Liebe zur Kultur gegen die Mauern geworfen hatte, um wissenschaftlich die Widerstandsfähigkeit chinesischer Kinderschädel festzustellen, aber in den Höfen zahlreicher Häuser war noch manches Kulturwerk zu bestaunen. So führte Freund Yu den italienischen Korrespondenten u. A. in den Hof eines chinesischen Patrizierhaules und sagte lakonisch: „Seht Euch das nur an!"

Und der Korrespondent sah, schaute und — erstarrte. Dreizehn Leichen von jungen Frauen lagen in dem Hofe. Als der freundliche Führer die Erstarrung des Fremden sah, begann er zu erzählen.

„Dies ist das Haus des reichen Kaufmanns Tschu. Eines Tages nimmt sich dessen Frau ein Herz und sagt zum Gatten: „Mein Herr, die Barbaren sind in Peking eingezogen, und uns Armen bleibt wenig Hoffnung. Wir wissen schon von Tung-Tschu her, daß sie keinem Manne Pardon geben und auch die Frauen nicht schonen. Ich wollte von dieser Sache mit Dir sprechen, damit Du einen ehrenhaften Ausweg für uns findest, da wir ja nicht fliehen können. Ich habe ein glückliches Leben, ein langes, glückliches Leben an Deiner Seite geführt, und so macht mir der Tod keine Angst. Aber meine Töchter und meine Mägde sind noch jung, und ich glaube, Du allein kannst ihnen beibringen, welches die ehrenwertheste Art ist, um der Gefahr zu begegnen."

Darauf hustete der alte Tschu; er rauchte seine Pfeife weiter, die längst nicht mehr brannte, und nach langem Schweigen sagte er: „Sicherlich. Da müssen wir ein Rettungsmittel ausdenken. Ich setze natürlich voraus, daß Deine Töchter gut von Dir erzogen sind und schon allein wissen, was die Ehre gebeut."

Arme Töchter! Arme Mägde! . . . Wenige Augenblicke später kamen sie, Töchter des Hauses, Nichten, Enkelinnen und alle Mägde, und dann legte der alte Tschu seine Pfeife beiseite und hub also zu sprechen an:

„Die Zeiten der Betrübniß sind über uns gekommen. Also müssen wir einen Weg finden, um auf anständige Weise der Plage auszuweichen. Unsere Familie hat viele Generationen hindurch sich durch Tugend und Ehrliebe ausgezeichnet, und jetzt ist also der Augenblick gekommen, wo wir zeigen müssen, daß wir uns des Unterschiedes zwischen anständigen und unanständigen Leuten bewußt sind. Folglich müßt Ihr, liebe Mädchen, um jeden Preis vermeiden, daß Eure Ehre angetastet wird; denn Ihr wißt, daß es besser ist, zu sterben, als in Schande zu leben."

Und alle Mädchen antworteten ihm im Chor: „Vater Tschu, wir wissen, was wir zu thun haben. Glaubst Du, wir wären zu ungeschickt, um einen Seilknoten zu machen? Wer von uns den Garten liebt, der gehe zum Garten, wer aber den Brunnen vorzieht, der gehe zum Brunnen. Wir folgen dem Gebote unseres Schicksals."

Vater Tschu war von dieser Antwort so gerührt, daß ihm die Thränen in die Augen kamen und daß er halb weinend, halb lachend alle Mädchen in die Wangen kniff und ihnen ein über das andre Mal versicherte, daß sie gute, liebe, brave Kinder seien, die das Paradies verdient hätten. Darauf zog er sich in sein Zimmer zurück und begann zu lesen in einem der alten Bücher der klassischen Dichter — während er zugleich stets nach dem Garten ausspähte. Von Zeit zu Zeit hörte er einen leisen Schrei und dann hielt er sich beide Ohren zu mit beiden Händen, und nachher las er bis zum Abend. Als er sah, daß es Abend war, und zugleich sah, daß er noch lebte und die Fremden ihn noch nicht gemordet hatten, da ging er, sein Buch unter dem rechten Arme in den Garten — und fand die seltsamen Früchte, die von seinen Pflaumenbäumen herabhingen. Und er zählte sie, und es fehlten mehrere. Aber diese fand er später am Brunnen zwischen den Blumen mit zerschnittener Kehle in einer Lache von Blut.

Doch eine fehlte noch, die Kleinste, die er „Glöckchen" genannt hatte, weil ihrer Stimme Silberklang ihn stets so entzückte und ihr Gesang, wenn sie von Morgens bis Abends die Lieder von Mutter Niang trillerte. In seiner Angst hub er an zu schreien wie ein Narr, bis endlich einer der Nachbarn herzukam. Plötzlich hörte er ein zartes Stimmchen, das ihn rief, und er merkte bald, daß es aus dem Brunnen kam und daß es sagte: „Papa, Papa, rette mich!" Und darauf verlor Papa Tschu seinen Verstand; denn er begann zu rufen: „Die Geister verfolgen mich. Es scheint, daß man nicht mehr in dem Hause bleiben kann, wo Alles todt ist und nur das Stimmchen des Glöckchens aus dem Brunnen schreit." Von dem Augenblick an hat ihn Niemand mehr gesehen. Man sah ihn zum letzten Male, wie er, ein Buch unter dem Arm, einem Besessenen gleich davonlief. Vielleicht lief er den fremden Soldaten entgegen, und die tödteten ihn." — —

Yu aber schritt weiter mit dem fremden Korrespondenten, der betrübt ihn fragte:

„Und ist nach jenem Tage Niemand in das Haus eingedrungen?"

Yu antwortete: „Hier und da ein Soldat, um zu rauben und ein Rabe, um zu —" und dabei zeigte er auf einen Schwarm dieser schwarzröckigen Vögel, die uns umkrächzten. „Uebrigens," so fuhr Yu fort, „es war das Beste, was die Mädchen aus guter Familie thun konnten, sich selbst zu tödten; denn die andern wurden von russischen Soldaten vergewaltigt und sind zum Theil auch gestorben. Natürlich nach diesen Tagen gibt es in Peking nur noch alte Frauen, die jungen sind todt oder geflohen. Dazu kommt, daß durch die vielen Selbstmorde das Wasser mancher Brunnen ungenießbar ist. Auch sind viele Häuser unbewohnbar, weil die Geister sich über den frühzeitigen Tod beklagen und sich immer noch nicht entschließen können, die Stätte zu verlassen, wo sie als Menschen so glücklich lebten."

Der Korrespondent aber schließt seinen Brief, wie folgt: „Betrübt kehrte ich nach Hause zurück. Es war Abend, die Straßen waren leer, ich traf nur halbverhungerte Hunde und hörte nur dann und wann einen Flintenschuß und das Krächzen der Raben, die in dunklen Schwärmen über die Stadt flogen."

Wie Frauen rauchen.

Aus London wird geschrieben: Den Reiz der Neuheit oder der Extravaganz hat das Rauchen in der fashionablen Damenwelt schon seit längerem verloren. Es ist jetzt eine vollberechtigte Gewohnheit, die auch von hochstehenden Damen völlig zwanglos geübt wird. Natürlich haben sich auch schon allerhand Regeln und Moden herausgebildet. In erster Linie kommt es darauf an, daß dem Rauchen jede schädigende Wirkung auf die Schönheit der Raucherinnen genommen wird. Was sie rauchen, muß kühl und rein sein, denn eine heiße oder salzige Zigarette trocknet ihnen die Kehle aus und macht die Stimme unrein. Dann ist zu beachten, daß die Form des Mundes nicht unter der Gewohnheit des Rauchens leide. Die Zigarette darf weder zu dick noch zu dünn sein; sie füllt sonst den hübschen Mund zu sehr oder sie zwingt ihn, sich unwillkürlich zusammenzuziehen, was sicher zur Folge haben würde, daß die Runzeln sich in unerwünschter Weise vermehren würden. Die „smarte" Raucherin bevorzugt eine Zigarette mit Goldspitze. Aber diese ist nicht der einzige Schutz, den „Rosenknospenlippen" gegen die Befleckung durch die Zigarette verlangen. Die Vorbereitungen und Vorsichtsmaßregeln, die eine schöne Raucherin trifft, um Zähne, Lippen, Nägel und Finger nicht zu beschmutzen, sind äußerst sorgfältig. Zuerst wurden Bernsteinspitzen angeboten und gekauft. Den Anspruchsvolleren genügten diese aber noch nicht, worauf eine Bernstein-Zigarettenspitze mit Goldrand hergestellt wurde, in die auf der einen Seite die Zigarette gesteckt wird, während auf der anderen eine etwa zwei Zoll lange Federpose hervorragt; diese wird in den Mund gesteckt, und sie ist wirklich wundervoll kühlend. Dieses hübsche kleine Spielzeug wird in einer Gold- oder Silberschachtel verkauft, die entweder ganz einfach oder zierlich mit Gravirungen und Edelsteinen geschmückt ist. Sollte eine Dame doch noch so „altmodisch" sein und es hier und da nicht gern sehen, daß man sie sofort als Raucherin erkennt, so kann sie ihre Zuflucht zu einer kleinen Täuschung nehmen. So werden diese Etuis oft genau in der Form eines hübschen dicken ehrbaren Bleistifthalters hergestellt. Auch Zigarettentäschchen werden bisweilen mit Bedacht so gearbeitet, daß sie nur einen bescheidenen Raum einnehmen. Ein Zigarettenetui hat auch den Namen seiner schönen Besitzerin und ihre Adresse auf einer Seite eingravirt. Es sieht genau wie ein Briefumschlag aus und zeigt den Namen und die Adresse der Besitzerin in ihrer eigenen Handschrift.

Stimmmaschinen.

Bei der hinter uns liegenden Präsidentenwahl sind in einer Anzahl Staaten Stimmmaschinen — wie früher versuchsweise schon bei Staats- und städtischen Wahlen — zur Verwendung gelangt, und zwar, nach übereinstimmenden Meldungen aus New York und Massachusetts besonders, mit größtem Erfolge. Auch in Rhode Island hat die Stimmmaschine Verwendung gefunden und sich entschieden bewährt. Sie schließt jede Möglichkeit der Mogelei, des Betrugs, aus und zählt und registrirt unfehlbar sicher und schnell.

In Rhode Island sind in verschiedenen Städten und Ortschaften im Ganzen siebzig Maschinen benutzt worden, und die Probe, welcher dieselben unterzogen wurden, war insofern eine komplizirte, als neben den Präsidentschaftswählern viele Kandidaten für Staats- und für Munizipalämter im Felde waren, außerdem aber über elf Verfassungszusätze und eine Frage abgestimmt wurde, in welcher es sich um eine Bewilligung von $700,000 handelte. Um die Zählung noch mehr zu erschweren, schreibt die Verfassung von Rhode Island vor, daß die Stimmzettel für Staatsbeamte von denen für Munizipalbeamte und für Präsidentschaftswähler gesonderte sein müssen, da alle für Staatsbeamte abgegebenen Stimmen nachzuzählen sind. Trotz aller dieser Erschwerungen des Wahlmodus hat sich die Stimm-Maschine vorzüglich bewährt und ist mit dem Fazit der Wahl um Stunden früher fertig gewesen, als dies je früher ungeachtet der eifrigen Arbeit tüchtiger Zähler in den Wahlbezirken der Fall war, in denen diesmal Stimmmaschinen zur Verwendung gelangten.

Nur bei einer einzigen von den siebzig in Gebrauch genommenen Maschinen trat, und das wohl nur in Folge des Umstandes, daß man den Mechanismus noch nicht vollkommen verstand und daher in der Benutzung ein Versehen passirt war, eine Unterbrechung von nicht ganz fünf Minuten ein. Jedenfalls hat sich feststellen lassen, daß von den Maschinen unendlich viel weniger Fehler beim Markiren des australischen Wahlzettels gemacht werden, als von den Stimmgebern; daß sehr viel Zeit sowohl beim Stimmen, wie beim Zählen der abgegebenen Stimmen gespart wird. Es ist schließlich durch sorgfältige Nachzählungen über jeden Zweifel festgestellt worden, daß jede Maschine das durch sie abgegebene Votum richtig gezählt hat.

Ueber die mit der Stimm-Maschine in Rhode Island und in anderen Staaten angestellten Versuche und die auf diese Weise erlangten Wahlresultate sprechend, sagt ein großes östliches Blatt: „Täuschen die Anzeichen nicht, so ist es sogut wie gewiß, daß der Wechsel vom Hand- zum Maschinenstimmen in naher Zukunft unvermeidlich ist. Es kommt daher im Augenblick vor Allem darauf an, gewissenhaft und ohne Vorurtheil die Ansprüche zu prüfen, welche für die verschiedenen Stimmmaschinen erhoben werden. Nur auf diese Weise kann man hoffen, die für den wichtigen bürgerlichen Akt des Wählens geeignetste, die vollkommenste Maschine zu finden. Man prüfe alle diese Maschinen und wähle die in ihrer Arbeit perfekteste, sparsamste und schnellste."

Das ist offenbar ein verständiger Vorschlag, der Nachahmung finden sollte; denn man mag sich nur immer mit dem Gedanken vertraut machen, sehr bald schon mittelst der Stimm-Maschine sein Votum abzugeben. In zwanzig Jahren vermuthlich, vielleicht schon früher, werden die Stimmgeber, wenn sie ihrer Bürgerpflicht nachkommen und des Wahlmodus, wie er früher gebräuchlich, gedenken, ein behagliches Empfinden der Ueberlegenheit genießen, wenn nämlich die Maschine schnell und unfehlbar ihr Ticket markirt, eine bekanntlich jetzt noch dem einzelnen Wähler zufallende Aufgabe, bei der trotz aller Belehrung durch die Presse die meisten Fehler gemacht zu werden pflegen.

Abduhr Rahmans Selbstbiographie.

Es war seit geraumer Zeit bekannt, daß Abdur Rahman Khan, der jetzige Emir von Afghanistan, an einer Selbstbiographie arbeite. Schon zur Zeit, als er in der Verbannung in Samarkand von einem spärlichen russischen Jahrgeld lebte, verfaßte er eine Geschichte seiner Jugendjahre für den General Kaufmann, der dem General Stobelew die Erlaubniß gab, den Inhalt des Werkchens in seinem Buch über den Afghanenkrieg abzudrucken. Später, als der Emir bereits Herrscher in Kabul war, gab er dem Major Griesbach, einem Beamten des indischen Landvermessungsamtes, eine längere Geschichte seines Lebens. Es ist nöthig, diese früheren Arbeiten zu erwähnen, da bereits die Echtheit der soeben in zwei Bänden im Verlag von John Murray erschienenen Selbstbiographie des Abdur Rahman Khan in Zweifel gezogen wird. In seiner Vorrede berichtet Murray, daß der frühere Staatssekretär des Emirs, Sultan Mahomed Khan, ihm die Handschrift zur Veröffentlichung anvertraut hat. Abdur Rahman hat die ersten elf Kapitel, die fast ausschließlich selbstbiographisch sind, eigenhändig niedergeschrieben. Miß Lillian Hamilton, die als Aerztin mehrere Jahre am Hof zu Kabul verweilte und das Vertrauen des Emirs in hohem Grade besaß, hat die Handschrift nach England gebracht. Sie ist im Britischen Museum aufbewahrt. Sultan Mahomed Khan, der in Cambridge studirte, hat die Uebersetzung aus dem Persischen in's Englische besorgt. Dieser Mir Munschi bestätigt die genannten Thatsachen. Er ist, nebenbei gesagt, derselbe Beamte, der, wie man aus der Selbstbiographie erfährt, hinter einem Vorhang verborgen den Wortlaut der Verhandlungen zwischen seinem Meister Abdur Rahman und dem englischen Unterhändler Sir Mortimer Durand niederschrieb. Der zweite Theil der Selbstbiographie ist vom Emir seinem Mir Munschi in die Feder diktirt worden. Wenngleich Mir Munschi weder orientalische Gelehrsamkeit noch abendländische Bildung in besonderem Maße besitzt, so haben die beiden Bände des Abdur Rahman gleichwohl einen eigenartigen persönlichen Werth, weil sich in den selbstbiographischen Kapiteln der Geist eines orientalischen Herrschers enthüllt, der nach der Aussage seines Ministers nicht nur ein großer König, sondern auch ein sehr witziger und launiger Mann ist, und weil der zweite Theil des Buches eine äußerst werthvolle Studie über die Beziehungen zwischen England und Rußland ist, soweit sie das vom Emir beherrschte Afghanistan berühren.

Von seinen Ministern hat der Emir übrigens keine große Meinung. Er erzählt uns, daß sie ihm einmal während einer Hungersnoth den Rath gaben, die Kornhändler mit den Ohren an ihre Ladenthüren anzunageln, um sie zur Herabsetzung der Preise zu zwingen. Kein Wunder, daß der Emir über diesen werthvollen Rath lachte und seine Minister von da an nie mehr um ihre Meinung befragte. Minister, die sich im offenen Durbar um das hereingebrachte Naschwerk streiten und von den Soldaten mit Gewehrkolben auseinander getrieben werden müssen, taugen allerdings nicht viel als Rathgeber eines Herrschers, der weiß, was er will, und über die Mittel verfügt, seinen Willen durchzusetzen. Abdur Rahman zweifelt keinen Augenblick daran, daß Rußland entschlossen ist, Indien anzugreifen, sobald sich eine gute Gelegenheit dazu darbietet. Mit erstaunlicher Klugheit bespricht er die Ansichten derjenigen englischen Politiker, welche die Absicht Rußlands bezweifeln. Er bemerkt, die englische Verfassung scheine nur dazu geschaffen zu sein, um es der einen Partei im Staat zu ermöglichen, die Verantwortung für gemachte Fehler auf die andere Partei zu schieben. Aus diesem Grunde und weil er an die Fortdauer der in Indien befolgten Politik bei dem fortwährenden Wechsel der Vizekönige nicht glaubt und der von verschiedenen Anglo-Indiern empfohlenen Vorwärtspolitik nicht traut, hat Abdur Rahman versucht, vor einigen Jahren unmittelbare Beziehungen mit der englischen Regierung anzuknüpfen und einen Gesandten in London zu haben. Er hat es schwer empfunden, daß die englische Regierung davon nichts wissen wollte. Merkwürdig und belehrend sind die Ansichten des Emirs über die englischen Vizekönige und sonstige hochstehende Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam. Den Lord Dufferin erklärt er für den weisesten und klügsten Staatsmann, der je Indien regiert habe. Lord Ripon war der freisinnigste aller Vizekönige, weil er kein Vorurtheil gegen Kasten, Hautfarbe oder Glaubensbekenntnisse hegte. Den jetzigen Vizekönig Lord Curzon, mit dem er 1894 zusammentraf, beschreibt er als einen sehr gemüthlichen, fleißigen, sehr belesenen und ehrgeizigen jungen Mann voll Witz und Laune. Den Lord Lansdowne dagegen konnte er nicht leiden. Dieser Vizekönig beleidigte ihn durch den drohenden Ton seiner Schriftstücke; auch dem Lord Roberts traute er nie ganz.

Anzeigen-Annahmestellen.

An den nachfolgenden Stellen werden kleine Anzeigen für die „Abendpost“ und „Sonntagpost“ zu denselben Preisen entgegengenommen, wie in der Haupt-Office des Blattes. Wenn dieselben bis 11 Uhr Vormittags aufgegeben werden, erscheinen sie noch am nämlichen Tage, während für die „Sonntagpost“ bis um 10 Uhr Samstag Abend Anzeigen entgegengenommen werden.

Nordseite.

Eagle Pharmacy, 115 Clybourn Ave., Ecke Larrabee Str.
E. A. Lemke, Apotheker, 80 Ost Chicago Ave.
C. Jobel, Apotheker, 506 Wells Str., Ecke Schiller
R. J. Bahlteich, Addison und Halsted Str.
F. C. Stolze, Apotheker, 886 N. Halsted Str. und Clark und Addison Str.
L. A. Lemke, Apotheker, Center und Orchard Str.
F. H. Ahlborn, Apotheker, Ecke Wells und Division Str.
Chas. O. Lindström, 96 Wells Str.
Wickert's Pharmacy, 377 Cleveland Ave., Ecke Wisconsin Str.
John Woltz, Apotheker, 445 North Ave., Ecke Wells Str.
Nelson & Co., Apotheker, Clark Str. und North Ave.
Dr. B. Centaro, Apoth., Wells und Ohio Str.
Herm. Fry, Apotheker, Halsted Str. und North Ave.
H. F. Krueger, Apotheker, Ecke Clybourn und Fullerton Ave.
Wieland Pharmacy, North Ave. und Wieland Str.
A. M. Reis, 311 Ost North Ave.
C. Ripke, Apotheker, 80 Webster Ave.
Herman Fry, Apotheker, North Ave. und Larrabee Str.
John Voigt, Apoth., Bissell und Center Str.
Robert Vogelsang, Apotheker, Fremont und Clay und Fullerton und Lincoln Ave.
John S. Hottinger, Apoth., 224 Lincoln Ave.
C. Kehner, Apotheker, 557 Sedgwick Str.
A. Martens, Apoth., Sheffield und Center.
Wm. Feller & Co., 586 N. Clark Str.
Geo. Koehne, Apotheker, 122 Seminary Ave.
H. Peterson, Apotheker, 270 Clybourn Ave.
R. H. Doederlein, Apotheker, 985 N. Halsted Str., Ecke Webster Ave.
F. H. Liese, Apotheker, 451 Larrabee Str.
H. G. Bitters, Apoth., Center und Clark Str.
A. Romano, 185 N. Halsted Str.
E. H. Ladisch, Apoth., Center u. Larrabee Str.
A. A. Faupel, Apotheker, 201 Ost North Ave.
Alb. Schreiner, North Ave. und Hudson Ave.
Chas. Lindstrom & Co., 96 Wells Str.
A. Tanzer, 96 Sheffield, Ecke Clybourn Ave.

Lake View.

Andrew Daigger, Lincoln Ave., Ecke Wrightwood und Sheffield Ave.
Geo. Huber, Apotheker, 1358 Diversey Str., Ecke Sheffield Ave.
H. M. Dodt, 909 Mozart Str.
Chas. Hirsch, Apotheker, 303 Belmont Ave.
R. L. Brown, Apotheker, 1985 N. Ashland Ave.
A. Gorges, 701 Belmont Ave.
W. J. Knick, Apoth., Lincoln und School Str.
J. D. Payne, Apotheker, Ecke Ravenswood und Melrose.
Frank Kremer, Apotheker, 2520 Lincoln Ave., Ecke 59. Str.
A. G. Reimer, Apotheker, 702 Lincoln Ave.
Cuyler Pharmacy, 1659 Lincoln Ave.
M. Georges, Clark und Belmont Ave.
Chas. Benz, Apotheker, Southport und Belmont Avenue.
A. Horwitz, 813 Lincoln Ave.
F. O. Schmidt, Apotheker, Roscoe und Robey Str.
F. J. Berger, Apotheker, Southport Ave. und Roscoe Boulevard.
Jno A. Mertes, Apotheker, 886 Lincoln Ave.
Chas. R. Hoffmann, Apotheker, Lincoln Ave., Ecke Cornelia.
J. J. Schmitt, Apotheker, Arlington Place und Clark Str.
Martin Brauns, 156 Belmont Ave., Ecke Leavitt Str.

Westseite.

F. J. Lichtenberger, Apotheker, 833 Milwaukee Ave., Ecke Division Str.
Henry Schröder, Apotheker, 467 Milwaukee Ave., Ecke Chicago Ave.
Otto G. Haller, Apotheker, Ecke Milwaukee und North Ave.
Otto J. Hartwig, Apotheker, 1570 Milwaukee Ave., Ecke Western Ave.
Rudolph Stangohr, Apotheker, 841 West Division Str., Ecke Washtenaw Ave.
Geo. Stubenrauch, 477 W. Division Str.
S. Rubey, Apotheker, Ecke West Division und Wood Str.
E. Behrens, Apotheker 807 S. Halsted Str., Ecke Canalport Ave.
Max Heydenreich, Apotheker, 890 W. 21 Str., Ecke Hoyne Ave.
Jonas Duda, Apotheker, 631 Center Ave., Ecke 19. Str.
J. H. Kelowsky, Milwaukee Ave. und Noble Str. und 570 Blue Island Ave.
C. J. Nasbaum, Apotheker, 361 Blue Island Ave. und 1557 W. Harrison Str.
J. S. Link, Apotheker, 21. und Paulina Str.
C. F. Elsner, Apotheker, 1061—1063 Milwaukee Avenue.
R. H. Hanke, Apoth., North und Western Ave.
A. C. Freund, Apoth., Armitage u. Kedzie Ave.
R. B. Bachelle, Apoth., Taylor u. Paulina Str.
Wm. H. Cramer, Apotheker, Halsted und Randolph Str.
C. Fischer, Lincoln und Division Str.
G. Remus, Apotheke, 952 Milwaukee Ave.
H. G. Dreßel, Apotheker, Western Ave. und Harrison Str.
C. G. F. Brill, Apotheker, 949 W. 21. Str.
A. Hansen, Apotheker, 1720 W. Chicago Ave.
Chas. Mathai, Apoth., 625 W. Chicago Ave.
Geo. Zoeller, Apoth., Chicago u. Ashland Ave.
Max Kunze, Apotheker, 1369 W. North Ave.
H. F. Schaper, Apotheker, 1190 Armitage Ave.
L. A. Grimme, 317 W. Belmont Ave.
R. M. Wilson, Van Buren u. Marshfield Ave.
Theo. Winholt, 1167 W. Chicago Ave.
C. W. Graßly, Apotheker, Halsted und 12. Str.
Theo. Behrens, Apoth., Laflin und 12. Str.
Dominck Geymers, Apotheker, 232—234 Milwaukee Ave.
C. J. Heiß, 4736 W. Division Str., Ecke Maplewood Ave.
A. H. Kremer, Apotheker, 381 Grand Ave., Ecke Noble Str.
Kloß's Apotheke, Ashland Ave. und Emily Str.
Graeßle & Koehler, Apotheker, 748 West Chicago Ave.
Theo. H. Dewitz, Apoth., 2406 Milwaukee Ave.
Kappus, Apotheker, 1704 W. North Ave.
Staiger & Feinberg, Apotheker, 14. Str. und Center Ave.
H. Sachs, Apotheker, 599 W. Taylor Str., Ecke Laflin Str.
Chas. Bertram, 1901—1903 Milwaukee Ave.
Chas. Thiel, 514 West 12. Str.
Upton Pharmacy, 1488 Milwaukee Ave.
R. J. Livesey, Apotheker, 819 Grand Ave.
Wells Pharmacy, 400 N. Ashland Ave.
John Brod Chemical Co., 349 W. North Avenue.
H. M. Merten, 1543 W. 12. Str.
Behrens Bros., 12. Str. und Western Ave.
Chas. Thiel, 1629 Ogden Ave.
H. A. Davenport, 894 N. California Ave., nahe Wabansia.
Paul G. Heinemann, 418 W. Division, Ecke Robey Str.
A. E. Fechter, Canalport und Jefferson Str.
Carl R. Gruener, 859 W. North Ave.
John A. Peetz, 660 N. Western Ave.
Edwin Bernard, Taylor und Robey Str.
Chas. Thiel, 514 W. 12. Str.
Chas. Thiel, 1629 Ogden Ave.
J. S. Frank, 1144 Milwaukee Ave.
H. M. Merten, 1543 W. 12. Str.

Südseite.

B. H. Chantler, Apoth., 35. u. Paulina Str.
W. R. Forsyth, Apotheker, 3100 State Str.
J. R. Forbrich, Apotheker, 629 31. Str.
Paul Finninger, Apotheker, 420 26. Str.
Mares, 2876 Archer Ave.
Rudolph P. Braun, Apotheker, 3100 Wentworth Ave., Ecke 31. Str.
F. Masquelet, Apotheker, Nordost-Ecke 25. und Halsted Str.
Harry Milles, 26. Str. und Wentworth Ave.
Louis Jungk, Apotheker, 5100 Ashland Ave.
Wm. Weber, Apoth., 2614 Cottage Grove Ave.
G. F. Yates, Apotheker, 44. und Halsted Str.
J. W. Packard, Apotheker, 43. Str. und Wentworth Ave.
W. T. Adams, 5400 S. Halsted Str.
Geo. Lenz & Co., Apoth., 2901 Wallace Str.
Wheeler Drug Co., 32. und Wallace Str.
E. Grund, Apotheker, 35. Str. und Archer Ave.
Geo. Barwig, Apoth., 37. und Halsted Str.
Fred. Neubert, 35. und Halsted Str.
E. W. Jungk, Apotheker, 47. und State Str.
Dr. Steuernagel, Apoth., 31. und Deering Straße.
G. Lenz, Apotheker, 31. Str. und Portland Ave.
C. A. Hitch, Apotheker, 5012 Cottage Grove Ave.
A. C. Hitz, Apotheker, 498 29. Str.
E. C. Krehbler, Apotheker, 5059 State Str.
Eugen v. Hermann, 228 31. Str., nahe Indiana Ave.
O. A. Gilson, 5064 Cottage Grove Ave.
John Dietz, 45. und State Str.
C. P. Girten, Apoth., 3046 Wentworth Ave.
Harry Milles, Ecke 26. und Wentworth Ave.
C. & H. Steinkraus, 2960 Wallace Str.
F. Mares, 2876 Archer Ave.
A. J. Surawski, 4800 Loomis Str.

Vergnügungs-Wegweiser.

Auditorium. — Gastspiel der „Metropolitan English Opera Co.“
Powers. — „Sherlock Holmes“.
Illinois. — „The Rogers Bros. in Central Park“.
Studebaker. — Die Operette „Rob Roy“.
Grand Opera House. — „The Princeß Chic“.
McVickers. — „Quo Vadis“.
Great Northern. „A Hole in the Ground“.
Dearborn. — „The Man from Mexico“.
Hopkins. — „Robespierre“.
Alhambra. — „A Lions Heart“.
Bijou. — „Poverty Row“.
Academy. — „The Gunners Mate“.
Rienzi. — Konzerte jeden Abend und Sonntag Nachmittag.
Field Columbian Museum. — Samstags und Sonntags ist der Eintritt kostenfrei.
Chicago Art Institute. — Freie Besuchstage: Mittwoch, Samstag und Sonntag.

Schulgärten und Gartenschulen.

Immer mehr entwickeln sich die Ver. Staaten zu den Getreide- und Obstkammern der ganzen Welt, allein sehr wenig geschieht hier zu Lande, soweit das Gebiet des Unterrichts im Garten- und Ackerbau in Betracht kommt; und viel können die Amerikaner in dieser Hinsicht in den meisten europäischen Ländern lernen. Dort liegen eben die Verhältnisse anders, dort heißt es Haushalten mit den Gaben der Natur und deshalb erhält die heranwachsende Jugend geeigneten Unterricht, um aus demselben den größtmöglichen Nutzen ziehen zu können. Farmen und Gärten in Verbindung mit Schulen sind in den Ver. Staaten beinahe ganz unbekannt, während es deren in Europa sehr viele giebt. Der Nutzen der Schulgärten liegt auf der Hand. In denselben erlangen die Kinder nicht nur werthvolle Kenntnisse im Obst- und Gemüsebau, sondern es wird ihnen dort auch eine Vorliebe für die Natur eingeflößt, die im späteren Leben heilsam wirkt. Allgemeines Interesse bieten im Hinblick hierauf die Konsular-Berichte über diesen Gegenstand, die jüngst vom Staats-Departement zur Veröffentlichung gebracht worden sind. Nach Ausweis dieser Berichte steht Schweden an der Spitze, so weit die Gartenschulen in Betracht kommen, denn ihrer giebt es in jenem Lande an 2000. Auch in Frankreich steht dieser Zweig des öffentlichen Unterrichts in großer Blüthe. Innerhalb 30 bis 40 Jahren nach der ersten Revolution haben Bürger, die die öffentliche Wohlfahrt im Auge hatten, ohne Beihilfe des Staates durch Etablirung von Musterfarmen und Ackerbauschulen die Grundlage für den Unterricht auf diesem Gebiete gelegt und im Jahre 1848 wurde dort ein Gesetz angenommen, durch welches der Unterricht in der Agrikultur dem nationalen Lehrplan einverleibt werde. Schnell entstanden nun landwirthschaftliche Schulen, bis es im Jahre 1852 deren 70, die gesetzlich gestattete Maximalzahl gab. Von dieser Zeit an machte sich freilich ein Rückgang bemerkbar, bis nach dem deutsch-französischen Kriege unter der dritten Republik das ganze System des Agrikultur-Unterrichts einer durchgreifenden Reorganisation unterzogen wurde. Zur Zeit gibt es 172 Ackerbaulehrer in den Primär- und Sekundär-Schulen, 90 von der Regierung errichtete Lehrstühle für Agronomie, 42 agronomische Stationen und Laboratorien, außerdem Schulen für das Veterinär- und Forstwesen, die Milchwirthschaft, den Weinbau, die Schafzucht, die Seidenraupen-, Gemüse- und Obstkultur u. s. w.

Das agronomische Institut in Paris hat allein 22 Lehrstühle und der Unterrichtskursus dauert dort zwei Jahre. Daß Deutschland auf dem Gebiete des Agrikultur-Unterrichts einen sehr hervorragenden Platz einnimmt, dürfte der Mehrzahl unserer Leser wohl bekannt sein. Weltbekannt sind die deutschen landwirthschaftlichen Hochschulen mit ihren ausgedehnten Facilitäten im theoretischen wie praktischen Unterricht und unvergleichlich ist wohl die Fürsorge, welcher sich in Deutschland das Forstwesen erfreut. Viele botanische Gärten sind Sehenswürdigkeiten, die mit den besten ihrer Art wetteifern können. Daß gerade in unserem alten Vaterlande der Unterricht in allen Zweigen der Garten-, Land- und Forstwirthschaft höchst sorgsam gepflegt und gefördert wird, erscheint bei dem Bestreben, das Inland konkurrenzfähig mit dem Auslande zu erhalten, selbstverständlich. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Konsularbericht dem botanischen Garten in Breslau, der nahezu 12,000 Acres umfaßt und von dem drei Viertel mit Blumen für den Gebrauch in den Schulen bepflanzt sind. Die Lehrer erhalten auf Ersuchen Pflanzen und die Schulkinder werden nicht nur häufig dorthin geführt, sondern dürfen auch Pflanzen mit heim nehmen, um dieselben dort aufzuziehen. In Dresden gibt es eine Muster-Anstalt, in der die Knaben in der Kultur aller im Königreich Sachsen vorkommenden Obst- und Wald-Bäume unterwiesen werden und die Mädchen Unterricht im Gemüsebau erhalten; die Blumenkultur ist im Lehrplan der Knaben- wie Mädchenklassen. Die Zöglinge bekunden das größte Interesse für ihre Arbeiten und erhalten am Schlusse der Sommersaison Pflanzen sowie Blumenzwiebeln, um dieselben daheim aufzuziehen. Auch Leipzig hat einen ausgedehnten botanischen Garten, wo die Kinder praktische Unterweisung und Anschauungsunterricht erhalten. In München hat jede neue Schule 20 Quadratfuß für jeden Zögling und die Hälfte aller Schulen erfreut sich eines botanischen Gartens. Die schweizerische Regierung gewährt für die Anlage eines jeden Gartens eine nennenswerthe pekuniäre Beihilfe.

Es erscheint im höchsten Grade wünschenswerth, daß das Vorgehen der europäischen Länder auf diesem Gebiete auch bei uns Nachahmung fände, und zwar nicht blos um künftige Landwirthe mit den erforderlichen Kenntnissen auszustatten, sondern auch um der heranwachsenden Jugend die Liebe für die Natur einzuimpfen.

Leset die „Sonntagpost“.

Der falsche Polizeipräsident.

Den Gipfel der Hochstaplerfrechheit dürfte ein Wiener Schwindler erklommen haben, der sich einem Opfer gegenüber, das er um 10,000 Kronen zu prellen beabsichtigte, für den Präsidenten der Wiener Polizeidirektion ausgab. Der Verwegene ist ein Ingenieur Namens Johann Ilnitzky aus Rußland. Er führte jüngst vor dem Wiener Civil-Landesgerichte einen bürgerlichen Rechtsstreit wegen Anerkennung einer Schuld, spielte aber als Kläger bei dem Prozeß eine so sonderbare Rolle, daß man ihn wegen Betrugsverdachtes verhaftete und dem Strafgericht übergab. Was man nun über ihn erfuhr, gehört zu dem Abenteuerlichsten, das je ein Gauner gewagt hat. In einem meist von eleganten Fremden besuchten Kaffeehause auf dem Stefansplatz stellte sich Ilnitzky dem vermögenden Russen Jakob Bogarsukow als Wiener Polizeipräsident vor und erbot sich gesprächsweise, dem neuen Bekannten Baupläne für ein Haus zu besorgen, das der Russe daheim, im Kaukasus, errichten wollte. Er brachte später die Pläne und ließ sie von Bogarsukow unterfertigen, angeblich „damit an der Front des Hauses der richtige Name eingemeißelt werde“. Der Russe unterschrieb, da er des Deutschen unkundig ist, mit dem Plane zugleich eine Schuldurkunde auf 10,000 Kronen. Zur Zahlung aufgefordert, weigerte sich Bogarsukow und wurde verklagt. Ilnitzky kam in Strafuntersuchung, leugnete frech und mußte, da Aussage gegen Aussage stand und kein Zeuge der Abmachung vorhanden war, freigesprochen werden. Er prozessirte weiter und erwirkte gegen den Russen einen Zahlungsbefehl auf 1200 Kronen — so hoch bewertheten Sachverständige den Bauplan für das Haus im Kaukasus. Bogarsukow hatte im ganzen Verfahren zu erwähnen vergessen (!), das Ilnitzky sich für den Polizeichef ausgab. Dieser Umstand kam erst jetzt durch Klagen und Betrugsanzeigen auf, die von vielen Parteien, darunter auch von dem Vormunde von Ilnitzkys unehelichem Kinde erstattet wurden. Auf ganz merkwürdige, raffinirte Weise konnte der Hochstapler den Schein erwecken, daß er wirklich ein hoher Polizeifunktionär sei. Er trat dem Thierschutz-Vereine bei, nahm die Würde und Bürde eines Straßen-Inspizienten auf sich und machte bei Gelegenheit der Thierschutzangelegenheiten die Bekanntschaft aller Wachmänner, die in der innern Stadt auf Posten waren. Da ihn nun alle Wachorgane hochachtungsvoll grüßten, glaubten seine Opfer an das unverschämte Märchen von der Präsidentschaft. Ilnitzky ist aus Rußland landesverwiesen. Als die Kaiserin Maria Feodorowna in Gmunden weilte, erwirkte er eine Audienz, gab vor, die Kaiserin habe ihm die Rückkehr gestattet, und reiste nach Rußland. Er wurde an der Grenze angehalten und länger als drei Jahre in verschiedenen Gefängnissen internirt. Freigelassen, kehrte er nach Wien zurück und führte von hier aus einen Prozeß gegen die russische Regierung, mit der Beschuldigung, man habe ihm bei seiner Enthaftung statt eines sehr kostbaren Brillantringes, den er trug, eine werthlose Imitation eingehändigt. Als der Zar in Kopenhagen war, reiste Ilnitzky dahin und wollte durchaus vorgelassen werden, wurde aber aus Dänemark ausgewiesen. In Wien, wo er sich zuletzt als Gutstheilhaber des Generalgouverneurs Mendelow ausgab, hat er meist Heirathsschwindel betrieben.

Das Wettessen.

Im Restaurant „Zur goldenen Zehn“ saßen an einem Abende mehrere junge Leute beisammen, die nicht recht wußten, was sie gerade an jenem Abende unternehmen sollten. Es wurde hin und her berathschlagt, wie man es am besten anfangen könne, um das gewaltige Ungeheuer, die Zeit, für einige Stunden todtzuschlagen, als plötzlich der wegen seiner originellen Einfälle bekannte Studiosus Pichelberger seinem großen Neufundländer, der unter dem Tische lag, zurief: „Karo, komm einmal hervor, Du sollst uns etwas vorkauen,“ und zu den Komilitonen gewendet fragte er: „Ist vielleicht einer der Herren bereit, mit meinem Karo ein kleines Wett- — resp. Daueressen einzugehen? Wer verliert, zahlt eine Runde.“ Der kleine dicke Studiosus Löffler, der sich eines außerordentlich guten Appetites erfreute und besonders an jenem Abende sehr hungrig war, da er seit zwei Tagen wegen einer Entfettungskur, die er durchzumachen beabsichtigte, fast gar nichts gegessen hatte, meldete sich zum Wort und bemerkte, zu Pichelberger gewendet: „Obgleich mein Magen sich augenblicklich auf einer kleinen Urlaubsreise befindet, bin ich dennoch nicht abgeneigt, Ihren Karo unter den Tisch zu essen; hierauf bin ich bereit, auch noch einige werthe Mitglieder unserer Tafelrunde unter denselben zu trinken.“ — Nach diesen etwas prahlerischen Worten erwähnte Pichelberger noch, daß Löffler die Wahl der Speisen vollständig freigestellt bleibe, und das Wettessen begann. Die Reihenfolge der Menus wurde durch zwei riesengroße Beefsteaks eröffnet, von denen Löffler das eine, und Karo das andere bekam. Mit einem „Schwapp“ hatte Karo das seinige verschlungen, während Löffler einige Zeit zu kauen hatte, ehe er damit fertig wurde. Dann kam für jeden ein Wiener Schnitzel an die Reihe. Auch dieses hatte Karo im Nu verschwinden lassen, indeß sich Löffler mit sichtbarer Anstrengung plagte, desselben Herr zu werden. Dann folgten zwei Portionen Lungenbraten. — — — Dasselbe Resultat, wie bei den vorhergegangenen zwei Speisen. Der Sieg schien sich auf Karos Seite zu neigen, und die eine Partei, welche Pichelberger hinter sich hatte, jubelte schon zuversichtlich, wobei ziemlich drastische Scherze zu Ungunsten des armen Löfflers mit unterliefen, während Löfflers Anhang betrübt die Köpfe hängen ließ. Löffler fing schon an zu schnaufen und gab allerlei Grunzer von sich, welche zu bedeuten schienen, daß sein Magen energisch dagegen protestire, in seinen kaum begonnenen Ferien auf eine derartige, dem Gänsestopfen verwandte Weise belästigt zu werden. Da auf einmal hellten sich Löfflers Mienen auf, und ein Schimmer, wie ihn die untergehende Sonne nochmals über eine alte traurige Ruine mit ihrem vollen Strahlenglanze gießt, ging über das kummervolle Gesicht des sonst so fidelen Studenten. „Kellner!“ rief er, „bringen Sie mir einmal zwei Brödchen.“ Pichelberger und sein Anhang stutzten und machten erwartungsvolle und gespannte Gesichter, als ob ihnen jetzt etwas Schreckliches bevorstehen würde, während Karo wohlgefällig seine breite Schnauze leckte, mit einer nicht verkennbaren und deutlich zur Schau getragenen Absicht, den Kampf mit Aussicht auf Gewinn fortzusetzen. — Der Kellner mit den Brötchen erschien und überreichte Löffler das Bestellte. Letzterer biß herzhaft und mit dem Muthe der Verzweiflung in sein Brötchen, wobei er mit einer geringschätzigen Handbewegung Karo das andere hinwarf. Da durchtobte ein Freudengeheul der Anhänger Löfflers das Zimmer, denn Karo hatte mit einer verächtlichen Miene das Brötchen berochen, den Schwanz zwischen die Beine gekniffen und war durch die offene Zimmerthüre entflohen. Alle Bemühungen, den Hund zurückzurufen, waren vergeblich; Löffler hatte seine Wette glänzend gewonnen, und, abgesehen von der gründlichen Tracht Prügel, welche Karo einige Stunden später erhielt, nachdem er, jedenfalls in der Erwartung, noch einige fette Bissen auf so wenig mühevolle Weise zu erwischen, wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt war, verlief der Abend in der animirtesten Stimmung, und das beabsichtigte Attentat auf das Eingangs erwähnte Ungeheuer war glänzend gelungen.

Aus dem „dunkelsten Europa“.

Der Geograph der Tübinger Hochschule, Professor Dr. Kurt Hassert, der sich die Erforschung der westlichen Balkan-Halbinsel als Spezialgebiet erkoren hat und erst vor Kurzem wieder von einer Reise durch Montenegro zurückgekehrt ist, hat kürzlich in Tübingen vor zahlreichem Publikum einen Vortrag über seine letzten Reisen in Oberalbanien gehalten. Als das „dunkelste Europa“ bezeichnet Professor Dr. Hassert dieses wilde, vom Schleier des Geheimnißvollen umhüllte Land, das in seinem Innern theilweise noch unbekannter ist, als das Innere Afrikas und in dem Menschen und Natur sich vereinigen, um das Reisen auf das äußerste zu erschweren. Trotzdem hat der Forscher, der von Skutari aus eine Anzahl Wanderungen in's Innere, insbesondere auch in die wildromantischen, von einer räuberischen Bevölkerung bewohnten oberalbanischen Alpen unternahm, eine reiche wissenschaftliche Ausbeute mitgebracht. Den Kulturzustand der Einwohner schildert Prof. Hassert als einen unglaublich niedrigen, was hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, daß die Albanesen geradezu eifersüchtig um ihre Abgeschlossenheit von der Außenwelt besorgt sind. Bei seinen geographischen Aufnahmen begegnete Prof. Hassert den größten Schwierigkeiten, weil man in ihm einen Straßenbau-Ingenieur witterte; wiederholt wurde der Versuch gemacht, ihm seine Aufzeichnungen zu rauben und zu zerstören. Die furchtbarste Geißel des Landes sei der tief eingewurzelte Gebrauch der Blutrache, gegen die sich alle Einflüsse, auch die der Religion, als machtlos erweisen. Mitunter werden durch sie ganze Geschlechter ausgerottet. Ein Menschenleben gilt so wenig, daß jährlich 25 bis 75 Prozent aller Todesfälle auf die Blutrache zurückzuführen sind. Wegen der Blutrache sind in den oberalbanischen Bergen alle Häuser aus Steinen erbaut und statt mit Fenstern mit Schießscharten versehen. Niemand wagt sich unbewaffnet in's Freie, und wenn man den Albanesen auch nur in den seltensten Fällen mit einem Hemde bekleidet antrifft, ohne Gewehr trifft man ihn nie. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß in den wenigen Städten Oberalbaniens, wie z. B. in Prizren, die Mohamedanisirung immer weiter fortschreitet, während ursprünglich sich alle Einwohner zum Christenthum bekannten, allerdings einem eigenartigen Christenthum, das nur in allerlei Aeußerlichkeiten zum Ausdruck kommt, im Uebrigen aber dem krassesten Aberglauben huldigt. Im Ganzen 8 Wanderungen hat Professor Hassert ins Innere des Landes unternommen; da er aber bei der achten ein bedenkliches Renkontre mit einer Räuberbande hatte, verweigerte der Wali der Provinz die Erlaubniß zu weiteren Reisen ins Innere, da er die Verantwortung nicht mehr übernehmen zu können glaubte.

— Der witzige Sergeant. — Sergeant: Watt sind Sie denn eijentlich? — Einjähriger: Doktor Juris, Rechtsgelehrter. — Sergeant: Watt, rechts jelehrter!? Sie sind rechts und links ejal dumm, dett sag' ick Ihnen.

— Er kennt sie. — Arzt: So nun machen Sie bitte mal den Mund auf, damit ich sehe, was ich Ihnen aufschreiben kann — — — so das Rezept — ist fertig. — Dame: Aber Sie haben ja garnicht in den Mund hineingesehen. — Arzt: Nein: ich wollte auch nur in Ruhe mein Rezept schreiben.

— Zofenbosheit. — Freundin (an der Thür. Im Gemache sitzt eine sich schminkende Dame): „Hat sich meine liebe Elise schon von ihrem Unwohlsein erholt?“ — Zofe: „Ja, die gnädige Frau ist auf dem Wege der Verbesserung.“

Der Grundeigenthumsmarkt.

Folgende Grundeigenthums-Uebertragungen im Betrage von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Pratt Ave., 275 Fuß westl. von Webber Ave., 25×139, F. A. Hahn an Ira W. Buell, $5,500.
Grand Ave., Nordwest-Ecke N. 58. Ave., 59×125, F. J. Reder an J. Mueggenburg, $1,600.
Bernard Ave., 63 Fuß nördl. von Cullom Ave., 25×125, J. Paulson an W. W. Ervin, $2,400.
Ashland Ave., 75 Fuß südl. von School Str., 25 Fuß zur Alley, J. Mueggenburg an Frank J. Reder, $2,600.
Sedgwick Str., 201 Fuß südl. von Lincoln Ave., 48 Fuß zur Alley, Barbara L. Weber an M. Johnson, $12,000.
Gebäulichkeiten 472 Cleveland Ave., 20.12 Fuß zur Alley, Jordan M. Johnson an Barbara L. Weber, $6000.
Monticello Ave., Südwest-Ecke Hirsch Str., 100×124, O. H. Alexander durch M. in C. an Wallace Crawford, $3,600.
Hamlin Ave., 132 Fuß südl. von Ohio Str., 25×121, M. L. Lingle an William J. Benson, $1,500.
May Str., 221 Fuß nördl. von 55. Str., 25×124, F. Gaylord an Dennis M. Driscoll, $1000.
Cottage Grove Ave., 194 Fuß nördl. von 67. Str., 40.3×122, Charles A. Buell an Adolph Shire, $4,745.
Lincoln Str., 129 Fuß südl. von Bryn Mawr Ave., 163×404, Nicholas Miller an John H. Miller, $3,500.
Lincoln Str., Südost-Ecke Bryn Mawr Ave., 129×404, Nicholas Miller an Peter L. Miller, $3,500.
Summerdale Ave., 33 Fuß östl. von Robey Str., 75×124, Nicholas Miller an die Erben von Joseph J. Miller, $2,100.
Berwyn Ave., 75 Fuß westl. von W. Ravenswood Park, 50×125, Matthias Miller an Nicholas Miller, $1,400.
Berwyn Ave., 75 Fuß westl. von W. Ravenswood Park, 50×125, und andere Grundstücke, Nicholas Miller an Frank J. Schleyer, Jr., $2,100.
Farragut Ave., 51 Fuß westl. von Lincoln Str., 50×125, und andere Grundstücke, Nicholas Miller an Nicholas Miller, Jr., $2,600.
Farragut Ave., Südwest-Ecke Lincoln Str., 51×125, und andere Grundstücke, Nicholas Miller an Marragut Ave., 51 Fuß westl. von Lincoln Str., 25×125, Nicholas Miller an Mathias Miller, $3,300.
Farragut Ave., 51 Fuß westl. von Lincoln Str., 25×125, Peter L. Miller an Nicholas Miller, $1,400.
Diversey Ave., Südost-Ecke Kedzie Ave., 41×109, G. W. Higgins an B. M. Neuffer, $1,800.
Campbell Ave., 150 Fuß südl. von Potomac Ave., 25×126, A. Wornhoff an William Ganger, $4000.
Claremont Ave., 206 Fuß südl. von Taylor Str., 25×125, G. Van Emden an Jacob Van Emden, $1.
Laflin Str., 199 Fuß nördl. von 66. Str., 50×124, E. Cassady an Michael Maisel, $1000.

Todesfälle.

Nachfolgend veröffentlichen wir die Namen der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Nachricht zuging:

Praner, Edwin, 22 J., 620 Wellington Ave.
Conrad, Auguste, 20 J., 2849 Archer Ave.
Eckert, Francis, 20 J., 3231 Mosspratt Str.
Hagen, Heinrich, 22 J., 462 23. Pl.
Hewig, Anna, 44 J., 5358 Laflin Str.
Hochs, William, 44 J., 117 Franklin Str.
Kahner, Mathias, 49 J., 237 Hudson Str.
Merker, John, 60 J., 588 27. Str.
Toner, Catherine, 51 J., 4534 Marshfield Ave.
Tuninere, Marie, 81 J., 39 Merton Str.
Yost, Fritz, 56 J., 286 Fifth Ave.

Scheidungsklagen

wurden anhängig gemacht von

Eva gegen Perry Webster, wegen Verlassung; Mary gegen Frank M. Byrne, wegen grausamer Behandlung; Blanche gegen Frank Forbes wegen Verlassung; Agnes gegen Robert M. Goodwillie, wegen Verlassung; Evelyn B. gegen Wm. Baly, wegen grausamer Behandlung; Margareth gegen John Barnes, wegen Verlassung.

Marktbericht.

Chicago, den 24. Dezember 1900.

(Die Preise gelten nur für den Großhandel.)

Schlachtvieh. — Beste Stiere, $5.60—$6.10 per 100 Pfd.; beste Kühe $3.00—$4.30; Mastschweine $4.65—$4.95; Schafe $3.30—$4.15.

Geflügel, Eier, Kalbfleisch und Fische. — Lebende Truthühner, 6½c das Pfund; Hühner 6—6½c; Enten 7—7½c; Gänse $5.00—$5.50 per Dtzd.; Truthühner, für die Küche hergerichtet, 7½—8½c das Pfd.; Hühner 7—7½c; Enten 8—9c; Gänse 7—9c das Pfd.; Tauben, zahme, 75c—$1.75 das Dutzend. — Eier 20—21c das Dtzd. — Kalbfleisch 5—8c per Pfd.; je nach der Qualität. — Ausgeweidete Lämmer $1.10—$3.20 das Stück, je nach dem Gewicht. — Fische: Weißfische, Nr. 1, per ½ Faß, $7.50; Zander 5½c das Pfund; Grashechte 6—7c das Pfund; Froschschenkel 15—50c das Dutzend.

Kartoffeln, 36—45c per Bushel; Süßkartoffeln, $2.00—$2.40 per Faß.

Frische Früchte. — Aepfel $1.75—$4.00 per Faß; Birnen $1.75—$3.25 per Faß; Pflaumen, vier Körbe 75c—$1.00; Tokayer Trauben, 4 Körbe, $1.50—$1.75; Malaga-Trauben, 4 Körbe $1.00—$1.25; Pfirsiche, Korb, $1.00—$3.50; Orangen $2.50—$3.25 per Kiste; Bananen 50c—$1.50 per Gehänge; Zitronen 50c—$3.50 per Kiste.

Molkerei-Produkte. — Butter: Dairy 14—21c; Creamery 16—23½c; beste Kunstbutter 13—13½c. Käse: frischer Rahmkäse 10—11½c das Pfund; andere Sorten 6—13c.

Gemüse. — Sellerie, 60c—$1.00 per Kiste; Kopfsalat 35—40c per Kiste; rothe Rüben 40c p. 1½ Bushel-Sack. Meerrettig, 60c per Dutzend; Schwarzwurzel, 25—30c das Dutzend; Gurken $1.00—1.25 das Dtzd.; Radieschen, 30—60c das Dutzend; Mohrrüben 25—30c per ½ Bushel; Erbsen $2.00 pro Sack; Wachsbohnen 50c—$1.00 per Sack; Bohnen $1.70—$2.40 per Faß; Blumenkohl $1.75—$2.00 per Korb; Tomaten 50c—$1.00 per Bushel; Süßkorn 4—5c das Dutzend; Zwiebeln 70c—75c per Bushel; Spinat 30—40c per Kübel.

Naulahka,

das Staatsglück.

Von Rudyard Kipling und Wolcott Balestier.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

„Ich will den Maharadscha sprechen!"

„Der Maharadscha ist nicht zu sprechen."

„Dann warte ich, bis er kommt."

„Er wird den ganzen Tag nicht kommen."

„Dann warte ich den ganzen Tag."

Tarvin setzte sich bequem zurecht im Sattel und stellte sein Pferd genau in die Mitte des Hofes, wo seine Zusammenkünfte mit dem Maharadscha in der Regel stattfanden.

Die Tauben schliefen im Sonnenschein, der Springbrunnen führte ein Selbstgespräch, wie eine Taube gurrt, ehe sie ihr Nest aufsucht. Die weißen Marmorfliesen glühten und strahlten die Hitze wider, heiße Luftwellen flutheten von den grün vergitterten Mauern herab. Der Thorhüter wickelte sich wieder in sein Leintuch und schlief weiter, und mit ihm schlief, so schien es, die ganze Welt in einem Schweigen befangen, so überwältigend wie die Hitze. Tarvins Roß biß in die Zaumstange, und das Klirren des Metalls erweckte das Echo der schweigenden Wände. Der Mann darauf schlang eine großes seidenes Taschentuch um den Hals, um den Sonenstrahlen wenigstens etwas zu wehren. Den Schatten des Thorbogens verschmähte er; der Maharadscha sollte ihn mitten in der Gluth halten sehen, um zu begreifen, wie dringend sein Anliegen war.

Nach ein paar Minuten wurde in der mittäglichen Stille ein Geräusch wahrnehmbar, etwas wie wenn der Wind zur Herbstzeit in den hohen Aehren eines Weizenfeldes rauscht. Er drang hinter den grünen Fensterläden hervor, und unwillkürlich setzte sich Tarvin strammer im Sattel zurecht. Der Laut wuchs an und brach wieder ab, endlich aber äußerte er sich deutlich als ein fortgesetztes Stimmengemurmel, dem das Ohr wider Willen gespannt folgen mußte, solch ein Murmeln, wie es in schweren Träumen steigende Fluthen ankündigt, denen der Träumer nicht entrinnen kann, wo er für seine Angst keinen anderen Laut findet, als ein heiseres Flüstern. Mit dem Gemurmel kamen die Tarvin schon so wohl bekannten starken Jasmin- und Moschusdüfte durch die Luft gezogen.

Der Palast war von seiner Siesta erwacht und spähte mit seinen hundert Augen nach ihm aus. Er fühlte die Blicke, die er nicht sehen konnte, und sie versetzten den unbeweglich Dasitzenden in Wuth, während das Pferd nach den Fliegen schlug. Irgend Jemand gähnte hinter dem Gitter; so leise und diskret dieses Gähnen war, berührte es doch Tarvin wie eine persönliche Beleidigung, und er nahm sich vor, auf seinem Posten auszuharren, bis er oder sein Pferd umsinken würde. Langsam, Zoll für Zoll, kroch die Sonne ihres Weges, und endlich hüllte ihn die westliche Mauer in erstickenden Schatten.

Jetzt ging ein gedämpftes Summen durch die inneren Gänge, deutlich unterschieden von dem bisherigen Gemurmel. Eine kleine reich mit Elfenbein eingelegte Seitenthüre öfnete sich, und der Maharadscha wälzte sich heraus. Er war im denkbar häßlichsten Hausgewand aus leichtem Musselin, und der kleine safrangelbe Turban saß ihm schief auf dem Kopfe, sodaß die zeisiggrüne, lange Feder wie betrunken schwankte. Seine Augen waren geröthet vom Opium, sein Gang erinnerte an einen Bären, den das Morgengrauen im Mohnfeld überrascht, wo er sich nächtlicher Weile gütlich gethan hat.

Tarvins Gesicht verfinsterte sich noch mehr bei diesem Anblick, und der Maharadscha, der den entrüsteten Blick seines englischen Freundes auffing gab seinen Begleitern einen Wink, außer Hörweite zu bleiben.

„Haben Sie lange auf mich gewartet, Tarvin Sahib?" fragte er mit rauher Kehle, aber sichtlichem Bestreben, huldreich zu sein. „Sie wissen ja, daß ich um die Nachmittagszeit Niemand empfange, und man hat mir auch nicht gemeldet, daß Sie da seien."

„Ich kann warten," versetzte Tarvin mit Ruhe.

Der König setzte sich in den halb zerbrochenen Lehnstuhl, den die Sonne vollends zum Bersten brachte, und schielte argwöhnisch zu Tarvin hinauf.

„Hat man Ihnen genug Sträflinge gegeben zur Arbeit? Ja, warum gehen Sie dann nicht zu Ihrem Damm, statt meine Ruhe zu stören? Bei Gott! Soll ein König um Ihrer und Ihresgleichen willen keine Ruhe haben?"

Tarvin ließ diesen Ausbruch ohne Widerspruch über sich ergehen.

„Ich bin hier des Maharadscha Kunwar wegen," sagte er ruhig.

„Was ist's mit ihm?" fragte der König rasch. „Ich . . . ich habe ihn seit einigen Tagen nicht gesehen."

„Warum nicht?" fragte Tarvin scharf.

„Staatsgeschäfte . . . dringende politische Angelegenheiten," brummte der König, Tarvins strafendem Blick ausweichend. „Warum sollte ich mich denn um Alles kümmern, wenn ich doch weiß, daß meinem Sohne kein Leid geschehen kann!"

„Kein Leid?"

„Was sollte ihm denn zustoßen?" fragte der König, dessen Stimme ganz kläglich, fast winselnd klang. „Haben Sie mir nicht selbst versprochen, ihm ein wahrer Freund zu sein, Tarvin Sahib? Das war an dem Tag, wo Sie so fest im Sattel saßen und meiner ganzen Leibwache Stand hielten! Besser reiten habe ich im Leben nicht gesehen, und darum weiß ich, daß ich mir keine Sorge zu machen brauche! Lassen Sie uns trinken!"

Er gab dem Gefolge ein Zeichen, worauf einer von den Leuten mit einem silbernen Pokal vortrat, den er unter dem bauschigen Gewand getragen hatte, und einen Liqueur einschenkte, dessen Geruch Tarvin das Wasser in die Augen trieb, obwohl er an starke Getränke gewöhnt war. Ein Zweiter brachte eine Sektflasche zum Vorschein, entkorkte sie mit der Geschicklichkeit, die nur lange Uebung gibt, und füllte den Pokal mit dem schäumenden Wein.

Der Maharadscha that einen tiefen Zug, wischte sich den Schaum vom Bart und bemerkte entschuldigend: „Der Vertreter des Vizekönigs braucht so etwas nicht zu sehen; aber Sie sind ein wahrer Freund des Staats, Tarvin Sahib, darum dürfen Sie es sehen. Soll man Ihnen auch einen Trunk mischen wie diesen?"

„Danke, nein. Nicht um zu trinken kam ich hierher, sondern um Ihnen zu sagen, daß der Prinz sehr krank war."

„Mir wurde berichtet, er habe einen leichten Fieberanfall," sagte der König, sich in seinem Stuhl zurücklehnend, „und er ist ja bei Fräulein Sheriff, die ihn bald gesund machen wird! Nur ein bißchen Fieber, Tarvin Sahib. Trinken wir eins!"

„Ein bißchen Hölle! Begreifen Sie denn nicht, was ich sage? Der kleine Bursche ist ja halbwegs vergiftet worden!"

„Das werden die englischen Arzneien gewesen sein," sagte der Maharadscha mit einem stumpfsinnigen Lächeln. Die haben mir auch einmal den Magen verdorben, seither nehme ich immer unsere heimischen Mittel. Sie sind doch immer ein Spaßvogel, Tarvin Sahib!"

Mit übermenschlicher Anstrengung bekämpfte Tarvin seinen gerechten Zorn, klopfte mit der Reitpeitsche an seine Stiefeln und sagte laut und deutlich: „Zum Spaßen bin ich heute gar nicht aufgelegt, Maharadscha Sahib. Ja, der Prinz ist jetzt bei Fräulein Sheriff — bewußtlos wurde er hingebracht. Man hat im Palast den Versuch gemacht, ihn mit Hanfblättern zu vergiften."

„Mit Bhang . . ." sagte der König.

„Wie man das Satansgebräu hierzulande nennt, weiß ich nicht, aber vergiftet hat man ihn. Wäre Fräulein Sheriff nicht gewesen, so wäre Ihr Erstgeborener, Ihr Thronerbe, gestorben. Er ist vergiftet worden, verstehen Sie mich recht, Maharadscha Sahib, und zwar hier im Palast."

„Ach, er wird etwas Unverdauliches gegessen und sich den Magen verdorben haben," entgegnete der König leichthin. „Kinder essen allerhand! Bei Gott! Es lebt kein Mensch, der es wagen würde, Hand anzulegen an meinen Sohn!"

„Und bitte, womit verhüten Sie es denn?"

Der König richtete sich auf; seine gerötheten Augen funkelten vor Wuth.

„An das Vorderbein meines größten Elephanten würde ich ihn binden und ihn einen ganzen Nachmittag zu Tode martern!"

Den Schaum vor dem Munde, redete er hindostanisch weiter, ein ganzes Verzeichniß abscheulicher Martern heraussprudelnd, die zu verhängen er wohl den Willen, aber nicht die Macht gehabt hätte.

„All das widerführe dem Mann, der meines Sohnes Leben antastete," schloß er.

Tarvin lächelte ungläubig.

„Ich weiß, was Sie denken," brach der König los, von Alkohol und Opium halb wahnsinnig. „Sie meinen, weil wir eine englische Regierung haben, könne ich nur nach dem Gesetz richten! Unsinn! Geschwätz! Was frage ich nach dem Gesetz, das in den Büchern steht? Werden die Wände meines Palastes den Englischen erzählen, was dahinter vorgeht?"

„Nein, die sind stumm, sonst hätten sie Ihnen längst erzählt, daß ein Weib zwischen ihnen lebt, das solche Missethaten anstiftet!"

Das kupferfarbene Gesicht des Königs wurde garu. Mit heiser krächzender Stimme kreischte er: „Bin ich ein Fürst oder ein Töpfer, daß ich die Angelegenheiten meines Harems an's Tageslicht zerren lassen muß, wenn es einem weißen Hund einfällt, mich anzuheulen? Fort mit Dir! Packe Dich! Oder die Wache wird Dich hinaustreiben wie einen Schakal!"

„Das kann sie thun," versetzte Tarvin gelassen, „aber was nützt es dem Prinzen, Maharadscha Sahib? Kommen Sie mit mir in's Missionshaus, daß ich Ihnen das Kind zeige. Sie werden wohl etwas von Giften verstehen und mögen dann selbst urtheilen. Der Knabe ist vergiftet worden."

„Fluch dem Tag, an dem ich den Missionaren gestattete, in meinem Staate zu wohnen! Dreifacher Fluch dem Tag, an dem ich Sie nicht hinausjagte!"

„Sie thun mir Unrecht. Ich bin hier, um über den Maharadscha Kunwar zu wachen, und werde meine Schuldigkeit thun, auch wenn Sie ihn lieber von Ihren Weibern vergiften ließen!"! ! !

„Tarvin Sahib, wissen Sie, was Sie sagen?"

„Wenn ich's nicht wüßte, würde ich's nicht sagen. Ich kann's beweisen."

„Beweisen? Vergiftung nachweisen? Vollends wenn ein Weib die Hand im Spiel hat? Verdacht kann man haben und danach richten, aber das englische Gesetz sagt, auf bloßen Verdacht dürfe man Niemand verurtheilen. Tarvin Sahib, Sie haben mir Alles genommen, was des Radschputen Stolz ist, ich und meinesgleichen, wir verkommen im Müßiggang, wie Rosse, die man nicht aus dem Stall führt, da drinnen aber bin ich wenigestns Herr."

Dabei wies seine Hand nach dem grünen Gitterwerk, und er sprach leiser, dann lehnte er sich erschöpft im Stuhl zurück und schloß die Augen.

Tarvin war in Verzweiflung.

„Kein Mensch würde es wagen — Niemand würde es wagen," sprach der König halblaut vor sich hin. „Und das Andere, was Sie sagten . . . davon zu sprechen, liegt nicht in Ihrer Macht. Bei Gott! Ich bin Ratschpute, ich bin König, doch vom Leben hinter dem Vorhang spreche ich nicht."

„Ich verlange auch nicht, daß Sie davon reden, Maharadscha Sahib," versetzte Tarvin, seinen Muth in beide Hände nehmend. Ich will Sie nur warnen vor Sitabhai. Sie ist's, die den Prinzen vergiftet."

Der Maharadscha schauderte. Daß ein weißer Mann, ein Fremder, den Namen seiner Königin aussprach, war an sich schon ein Schimpf, wie er dem König nie im Leben angethan worden war, aber daß ein weißer Mann eine derartige Anklage im offenen Hof vor seinem Gefolge laut erhob, das überstieg alles Maß der Möglichkeit. Der Maharadscha war eben von Sitabhai gekommen, die ihn mit Liedern und Koseworten, die keines anderen Mannes Ohr je hören durfte, eingelullt hatte, und da erhob dieser hergelaufene Ausländer solche Anklage. Hätten ihn Alkohol und Opium nicht gelähmt, er würde sich über Tarvin hergeworfen haben.

„Die Beweise, die ich dafür habe," schloß Tarvin, „werden dem Oberst Nolan vollständig genügen."

(Fortsetzung folgt.)

Dichtigkei tder Bevölkerung.

Auf die Frage, welches Land das am dichtesten bevölkerte ist, werden wohl die Wenigsten die richtige Antwort geben. Nach dem Berliner „Reichsanz." steht Egypten obenan. Dort kamen auf 1 Quadratkilom. 290 Personen. In Belgien, das an zweiter Stelle steht, zählt das Qkm. nur 226 Menschen. Dann folgen die Niederlande mit 154, Großbritannien und Irland mit 128, Japan mit 114 und Italien mit 110 Einwohnern auf 1 Qkm. Erst an siebenter Stelle steht Deutschland, allerdings noch nach der Volkszählung von 1895, mit 97, gefolgt von Oesterreich mit 84, der Schweiz mit 78, Frankreich mit 73, Dänemark mit 60, Ungarn mit 58, Serbien mit 50, Rumänien mit 41, Griechenland mit 38, Spanien mit 36 und Bulgarien mit 35 Einw. auf 1 Qkm. Dann tritt eine lange Pause ein, worauf kommen Schweden mit 11, die Ver. Staaten mit 10, Norwegen mit 7, Rußland mit 6, Mexiko mit 6, Chile mit 4, Argentinien und Brasilien mit je 2 Einw. auf 1 Qkm. China, das man gewöhnlich für sehr dicht bevölkert hält, fehlt in dieser Zusammenstellung. Es kamen dort nur etwa 32 Einw. auf das Quadratkilometer, in einzelnen Provinzen allerdings bis 172 (Schantung) und 210 (Kiangfu).

Jung gefreit —

Ueber die vorzeitigen Heirathen in Preußen in den letzten vier Jahren wird amtlich eine interessante Statistik veröffentlicht. Vor Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches am 1. Jaunar 1900 erlangte im Deutschen Reiche das männliche Geschlecht mit dem vollendeten 20., das weibliche Geschlecht mit dem vollendeten 16. Lebensjahre die Ehemündigkeit. Bei Heirathen vor Erreichung dieses Alters war in Preußen die Genehmigung des Justizministers erforderlich; für Ausländer bestanden besondere Vorschriften. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch dürfen Männer nicht vor Eintritt der Volljährigkeit, Frauen nach wie vor nicht vor Vollendung des 16. Lebensjahres eine Ehe eingehen; Dispensation ist für Frauen zulässig. Es ist nun ermittelt worden, daß in den letzten vier Jahren vor Geltung des Bürgerlichen Gesetzbuchs viel mehr Männer als Frauen von der ministeriellen Genehmigung Gebrauch machten, nämlich 1203 Männer gegen 43 Frauen. Im Jahr 1899 allein schlossen 368 „Männer" unter 20 Jahren die Ehe. Der Konfession nach kamen bei den Evangelischen häufiger Früh-Heirathen vor, als bei den Katholiken. Im Uebrigen vertheilen sich die so früh heirathenden Männer auf alle Berufe und Lebensstellungen. In der Hauptsache waren es Gewerbegehilfen und Handwerksgesellen (484 in den vier Jahren zusammengenommen), dann Arbeiter und Tagelöhner (197), sowie Knechte und anderes Dienstpersonal (158). Es finden sich darunter aber auch selbstständige Gewerbetreibende (12), öffentliche Beamte (5), und sogar aktive Soldaten (8). Die unter 16 Jahren heirathenden Mädchen waren meist Haustöchter und ohne Beruf, einige Dienstmädchen und Handarbeiterinnen.

Ein salomonisches Urtheil Ohm Pauls.

Es ist bekannt, daß Präsident Krüger häufig in Streitigkeiten zwischen Boeren als Schiedsrichter angerufen wurde; man hatte ein unbedingtes Vertrauen zu seiner Klugheit und Rechtlichkeit. So wählten ihn auch eines Tages zwei Verwandte zum Schiedsrichter. Es handelte sich darum, ein Besitzthum, das ihnen bisher gemeinsam gehört hatte, zu theilen; aber sie konnten sich nicht einig darüber werden, welchen Theil des Gutes jeder haben sollte. Krüger, der unter dem Schutzdach seines Hauses saß und Rauchwolken zum Himmel emporblies, hörte ihre Beschwerden schweigend an. Sie wurden bereits heftig, und der Streit schien einen schlimmen Ausgang nehmen zu wollen, als Ohm Paul sie plötzlich unterbrach. Zu dem einen der Kläger sagte er: „Du wirst das Gut nach Deiner Idee in zwei Theile theilen". Und zu dem anderen: „Du wirst den von den beiden Theilen nehmen, der Dir am besten passen wird". Der alte Salomo selber hätte kein besseres Urtheil fällen können. Da der erste Kläger nicht wußte, welches Stück sein Verwandter nehmen würde, hatte er das größte Interesse daran, die beiden Theile vollkommen gleich zu machen. So wurde dank der Klugheit des Präsidenten ein Streit entschieden, der, wenn er vor gewöhnliche Gerichte gebracht worden wäre, zu großen Schwierigkeiten Anlaß gegeben hätte und für Generationen die Ursache des Hasses gewesen wäre.

(Original-Korrespondenz der „Abendpost".)

Politisches und Unpolitisches aus Deutschland.

Berlin, 10. Dezember 1900.

Widersprechende Gerüchte sind hier in Umlauf über ein großes Geschäft zwischen der Standard Oil Company und der rumänischen Regierung. Um die Millionen dreht es sich dabei. Es handelt sich um die Verpachtung der staatlichen rumänischen Oelfelder an das amerikanische Monopol. Seit diesem Frühjahr sind die Unterhandlungen im Gange. Als Vertreter Rockefellers und seiner Genossen war Robert D. Porter, der große Zensusmann, herübergekommen und hatte Monate lang in Rumänien verweilt, um sich das Geschäftsobjekt anzusehen und die Unterhandlungen mit der rumänischen Regierung zu führen. Er kehrte dann nach den Ver. Staaten zurück und Mitte Oktober tauchte er dann hier auf. Damals sprach ich ihn. Ich hatte von den schwebenden Unterhandlungen gehört und fühlte ihm auf den Zahn. Er aber leugnete Alles, behauptete, er wisse von diesem Petroleumgeschäfte nichts, habe mit der Standard Oil Company nichts zu thun u. s. w., und wollte mir den Bären aufbinden, er habe in Rumänien nur so lange sich aufgehalten, um statistisches Material für ein Buch zu sammeln, das er über jenes interessante Land zu schreiben gedenke. Ob er wohl in Amerika einen Verleger für dieses Buch finden würde? Drei Wochen war er hier und während dieser Zeit hatte er täglich Konferenzen mit den Leitern der hiesigen Disconto-Gesellschaft. Diese ist nämlich an den rumänischen Finanzen stark interessirt. Rumänien schuldet ihr einen beträchtlichen Posten und zur Deckung der einen Anleihe sind ihr die stattlichen Oelfelder verpfändet. Sie hat also bei dem von der Standard Oil Company beabsichtigten Geschäfte ein gewichtiges Wort mitzureden. Am 6. November befand Porter sich in Bukarest, und einige Tage später kam von dort die Kunde, der Pachtkontrakt sei abgeschlossen, der rumänische Finanzminister habe ihn unterzeichnet und jetzt dem Könige vorgelegt, damit dieser ihn genehmige. Zugleich verlautete hier, die Diskonto-Gesellschaft habe mit der Standard Oil Company halbpart gemacht. Erstere habe für ihren Aktienantheil ihr Anrecht auf die Oelfelder der neu zu gründenden Gesellschaft übertragen und noch eine große Summe draufgezahlt. Die jährliche Pacht sei auf 2 Millionen Dollars angesetzt und außerdem müsse die zur Ausbeutung der Petroleumquellen zu bildende Gesellschaft 15 Prozent ihrer Brutto-Einnahmen an den Staat zahlen. Seitens der Diskonto-Gesellschaft wurde zwar erklärt, das Geschäft sei noch nicht perfekt; aber man glaubte dieser Versicherung nicht recht. Heute nun kommt aus Bukarest eine neue Meldung, wonach das Geschäft sich noch in der letzten Stunde zerschlagen habe und Porter und seine Begleiter von dort abgereist seien. Kommt er hierher, so werde ich ihm meine Aufwartung machen und versuchen, das Nähere von ihm zu erfahren. — Für Deutschland, aber auch für alle anderen Petroleum einführenden europäischen Staaten würde eine Verpachtung der rumänischen Oelfelder an das amerikanische Monopol eine schwere Gefahr bedeuten. Es würde sich um eine Verschärfung des amerikanischen Petroleum-Monopols handeln, und um die Vernichtung der aufblühenden rumänischen Petroleum-Industrie. Daher würde es für alle diese Länder von größter Bedeutung sein, wenn die Unterhandlungen wirklich gescheitert wären. Deutschland ist dabei in doppelter Hinsicht interessirt. Einmal ist die beste Aussicht vorhanden, daß die rumänische Petroleum-Industrie, wenn sie sich so weiter entwickelt, wie in den letzten paar Jahren, in nicht ferner Zeit in Oesterreich, Deutschland und der Schweiz den Kampf mit der Standard Oil Company erfolgreich aufnehmen und deren drückende Herrschaft, unter der jetzt ganz Europa seufzt, brechen kann. Die rumänischen Oelfelder zählen unter die reichsten der Welt. Ihre erfolgreiche Ausbeutung wäre vernichtet, wenn die Standard Oil Company in Rumänien Fuß fassen würde. Diese würde auch in Rumänien nach erprobtem Rezepte verfahren. Sie würde für den Augenblick den Preis des Rohöls und des Petroleums so heruntersetzen, daß sie die anderen nicht so kapitalskräftigen rumänischen Konkurrenten vernichten würde. Dann würde sie deren Oelfelder für ein Butterbrot erwerben, die Oelgewinnung einschränken, wie es ihr gerade ersprießlich schiene, und die Preise nach Belieben in die Höhe schrauben. In zweiter Linie ist Deutschland an dem Geschäfte insofern interessirt, daß viele deutsche Kapitalien in Rumänien angelegt sind und ein bedeutender Posten rumänischer Staatspapiere sich in deutschen Händen befindet. Diesen Kapitalisten kann es absolut nicht gleichgiltig sein, wenn eine so versprechende Industrie, wie die rumänische Oelindustrie, zu Grabe getragen würde. Es ist ja wahr, Rumänien braucht Geld, ausländisches Kapital zur Entwicklung seiner Industrien und Hebung seiner Bodenschätze. Außer der Ausbeutung der Petroleumfelder handelt es sich in erster Linie um die Entwicklung des Weinbaues, um die Hebung und Verwerthung der reichen Metallschätze und um eine rationellere Ausnutzung des jungfräulichen, jetzt nur zum Körnerbau verwendeten Bodens. Wenn aber die Regierung, wie bisher, allen ausländischen Kapitalisten Gelegenheit gibt, sich an der Gewinnung des Petroleums zu betheiligen, so werden diesen andere folgen, die sich die Entwicklung der anderen Industrien angelegen sein lassen. Die Diskonto-Gesellschaft kann sich jetzt große Verdienste um Rumänien und Deutschland erwerben, wenn sie die Gevatterschaft mit der Standard Oil Company fallen läßt und dem Staate Rumänien das Geld vorschießt, damit dieser auf eigene Rechnung die Ausbeutung der Petroleumquellen und die Legung eines Röhrensystems in die Hand nehmen kann. Es würde nicht an deutschen Kapitalisten fehlen, die sich gern an diesem Gewinn verheißenden Geschäfte betheiligen würden. Rußland stand einst vor derselben Versuchung wie jetzt Rumänien. Ihm machte die Standard Oil Co. den Vorschlag, sie wolle die für die Entwicklung der kaukasischen Erdölindustrie so nothwendige Röhrenleitung von Batum nach Tiflis bauen. Durch Annahme dieses Vorschlags würde Rußland die so junge Industrie der Gnade und Barmherzigkeit der Amerikaner ausgeliefert haben. Aber die russische Regierung war weise genug, dieser Versuchung zu widerstehen. Und da sie damals das Geld für die kostspielige Röhrenleitung nicht zur Verfügung hatte, zog sie es vor, jene heimische Industrie durch Gewährung billiger Eisenbahnfrachten zu entschädigen und zu heben, bis sie in der Lage war, die Röhrenleitung auf Kosten des Staates anlegen zu lassen. So sollte auch Rumänien vorgehen. Und seine Regierung könnte es thun, wenn die Diskonto-Gesellschaft, die das Heft in der Hand hat, ihr zu Hilfe kommen würde, um auf diese Weise das wucherische Weltmonopol der Standard Oil Co. zu brechen.

* * *

Politics make strange bedfellows. Dieses amerikanische Sprichwort bewahrheitet sich selbst wieder einmal in Deutschland. Die Alldeutschen und auch viele gute Menschen, aber schlechte Musikanten, sind außer sich und in heller Entrüstung, weil der deutsche Kaiser den Präsidenten Krüger zur Zeit nicht empfangen wollte und ihm dies in Köln melden ließ. Was doch Präsident Krüger nicht alles bewirkt! Sein guter Freund und schlechter Rathgeber Dr. Leyds, dem jetzt offen der Vorwurf gemacht wird, seine Berichte an Krüger über die an den europäischen Höfen herrschenden Ansichten und Gefühle hätten absolut nicht der Wahrheit entsprochen, und die französischen Nationalisten hätten ihm den Gedanken beigebracht, gegen die kühle Haltung der Regierungen die Leidenschaft der Massen aufzubieten. Und die Franzosen hatten ihm außerdem den Floh ins Ohr gesetzt, der deutsche Kaiser werde sich dem Volkswillen fügen. Und so änderte er ganz unerwartet seine Reisepläne und statt nach dem Haag ging er nach Köln, um von dort einen Triumphzug nach Berlin anzutreten. Da aber erschien bei ihm im Dom-Hotel der deutsche Gesandte in Luxemburg und theilte ihm im Auftrage des Reichskanzlers mit, daß der Kaiser zu seinem Bedauern in Folge seiner früheren Dispositionen nicht in der Lage sei, Krüger zur Zeit in Berlin zu empfangen. Darob nun wilde Wuth bei den Alldeutschen. Und da sie sich nicht getrauen, an dem Kaiser ihr Müthchen zu kühlen, so muß der Reichskanzler, als der verantwortliche Rathgeber des Kaisers, herhalten. Daß man ihm vorwirft, das „stolze" Deutschland stehe in einem Verhältnisse der kläglichsten Abhängigkeit zu England, daß der leitende deutsche Staatsmann von Salisbury, Chamberlain und Cecil Rhodes geleitet werde, ist noch das Wenigste. Einige Zeitungen werfen ihm vor, er habe Schande auf Deutschland gebracht, und werfen mit der Phrase um sich, es wehe wieder einmal die Luft von Olmütz. Das Tollste aber leistet die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", deren Redakteur in Köln namens des Alldeutschen Verbandes die Begrüßungsrede an Krüger hielt! Sie stellt eine Umgestaltung der deutschen Parteien als Folge der Reise und der Abweisung Krügers in Aussicht und proklamirt als den „geborene" Führer der zu bildenden neuen Partei — Eugen Richter, den bitteren Eugen, den dieses Organ der Kohlen- und Eisenbarone sonst bei jeder Gelegenheit aufs bitterste befehdete. In höchster Aufregung schreibt sie, wenn die Absage an Krüger endgültig sei, werde ein Entrüstungssturm durch das ganze Volk gehen, wie ihn Graf Bülow wohl noch nicht erlebt habe. „Jeder Deutsche," fährt sie fort, „fühlt sich gedemüthigt, wenn er heute uns mit Frankreich vergleicht, mit dem Frankreich, das wir vor 30 Jahren gedemüthigt haben. Wollte Graf Bülow den Nichtempfang Krügers als endgültigen bezeichnen, so müßte er zugleich erklären, weshalb die ehemals so große Macht des deutschen Reiches so tief gesunken ist, daß uns bereits von London vorgeschrieben wird, wer in Berlin empfangen werden soll, und weshalb das deutsche Reich so vereinsamt dasteht, daß es sich selbst diesen Schimpf noch gefallen lassen muß. Das Gefühl unseres jähen politischen Niederganges in den letzten zehn Jahren ist in den letzten Wochen so angeschwollen (ein „geschwollenes Gefühl", schönes Bild!), daß hieraus eine vollkommene Verschiebung der Parteien in nächster Zeit sich ergeben kann. Ehemalige konservative Monarchisten und maligekonservative Monarchisten und gemäßigte Liberale gehen schaarenweise zu den extremen Parteien über. Man erklärt uns von allen Seiten, daß in den nächsten Jahren vor Allem der Absolutismus bekämpft werden müsse und daß Eugen Richter hier der geborene Führer sei, wenn er nur in nationalen Fragen, vor Allem der Landesvertheidigung, Bürgschaften geben könne." Wenn also Graf Bülow nicht will, wie die Alldeutschen wollen, so ist Eugen Richter der geborene Führer im Kampfe für die Ehre des deutschen Volkes. Man muß sich um diesen Erguß in seiner ganzen Schönheit zu würdigen, vergegenwärtigen, mit welchem Hasse gerade Eugen Richter in jener Zeitung bei jeder Gelegenheit angegriffen wird, mit welcher Leidenschaftlichkeit gerade die Hintermänner jener Zeitung, die Eisen- und Kohlenbarone, ihn bekämpfen. Man kann diese an die Adresse des Reichskanzlers gerichtete Drohung nur humoristisch nehmen. Und mit den Bürgschaften in nationalen Fragen, vor Allem der Landesvertheidigung", die Richter geben soll, wird es auch nur windig aussehen, denn in allen diesen Fragen dürften die Ansichten Richters und der Eisenbarone doch noch immer etwas auseinandergehen. Was aber das Schönste ist, zur selben Zeit, da der Redakteur der „Rhein. Westf. Ztg." mit seinem Leitartikel in den Geburtswehen lag, schrieb Richter den Leitartikel in der „Freisinnigen Zeitung" über „Präsident Krüger", und darin lesen wir: „Deutschland kann sich nur berufen fühlen, dort und in dem Maße mitzuwirken, wo und wie seine eigenen Interessen dabei in Frage kommen. Das eigene Interesse Deutschlands aber wird von der Frage der Unabhängigkeit der Burenstaaten wenig oder gar nicht berührt. Ja, es gibt sogar Personen, welche der Meinung sind, daß die wirthschaftlichen Interessen Deutschlands unter Umständen bei der Umwandlung der Burenstaaten in englische Kronenkolonien besser fahren könnten, als unter der in mancher Beziehung schwerfälligen Burenregierung . . . England könnte nicht durch bloße Ueberredung, sondern nur durch den Hinweis auf staatliche Machtmittel zu einem anderen Verhalten bestimmt werden. Ein solcher Hinweis führt aber zur ultimo ratio, zum Kriege, oder im letzten Stadium vor dem Ausbruche eines solchen zu einer für den intervenirenden Staat demüthigenden Abstandsnahme von der eingeleiteten Politik. Weder das Eine noch das Andere kann irgend Jemand in Deutschland wünschen. Ein Krieg mit England würde nicht auf Deutschland und England beschränkt bleiben, sondern alsbald zu einem Weltkriege sich erweitern. Beim Ausbruche eines solchen Krieges würde Frankreich den Teufel noch nach dem Präsidenten Krüger und den Burenstaaten fragen und im Vertrauen auf England zum Angriffskriege gegen Deutschland vorziehen . . . Wir Deutschen haben nicht Schleppenträger Englands zu sein, uns aber auch zu hüten, durch Gefühlspolitik den Franzosen in's Garn zu laufen . . . Es mag für den Präsidenten Krüger die Form schmerzlich sein, in der seine Reise nach Berlin unterbrochen worden ist, aber er selbst hat dies verschuldet, indem er nicht, wie es sonst bei einem Staatsoberhaupte Sitte ist, sich im Voraus auf diplomatischem Wege versicherte, wie sein Besuch aufgenommen werden würde". Das sind kühle, vernünftige und geschäftsmäßige Ausführungen und Anschauungen. Aber sich in der Politik von seinem Gefühle, vom Sentiment leiten zu lassen, das ist ein großer Fehler, wie Fürst Bismarck, jetzt der Abgott der Alldeutschen, bei mehr als einer Gelegenheit gelehrt und durch die That bewiesen hat. Er würde für die Boeren keine Hand gerührt, die Knochen nicht eines pommerschen Grenadiers aufs Spiel gesetzt haben. Ist er etwa intervenirt zu Gunsten der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen oder in Ungarn und Siebenbürgen, die uns Deutschen denn doch wohl etwas näher stehen, als die mit Franzosen vermischten Boeren? Hat er einen Finger gerührt zu Gunsten des von den Russen drangsalirten Battenbergers, der doch zweifelsohne ein besserer Deutscher war, als Oom Paul? Und was er von Interventionen hielt, das hat er 1878 offen im Reichstage ausgesprochen, als er erklärte, er habe Napoleon III. die Intervention nach der Schlacht von Königgrätz nicht vergessen, sondern gut Buch darüber gehalten, und es würde für Frankreich besser gewesen sein, wenn es sich 1866 nicht zum Friedensstifter aufgeworfen hätte. So urtheilte und handelte dieser große Realpolitiker. Und Graf Bülow wird sich Frankreichs Verhalten wohl gemerkt haben, als es nach der berühmten Depesche des Kaisers an Krüger, als ein Bruch zwischen England und Deutschland drohte, sofort England seine Hilfe gegen Deutschland anbot. Sollte er jetzt Krügers wegen Deutschland einem Angriffe von der See, vom Westen und vom Osten aussetzen? Also ruhig Blut, und nicht so voreilig mit der Verurtheilung Bülows. Zu Eugen Richter werden aber die Alldeutschen schwerlich stoßen, nachdem sie jene kühlen Betrachtungen ihres „geborenen Führers" gelesen haben. Wenn gleichwohl die Herren aus Rheinland und Westfalen schaarenweise zu den „extremen Parteien" übergehen wollen, was bleibt ihnen dann übrig, als Sozialdemokraten zu werden? Es wäre ein Schauspiel für Götter, die Herren Hasse, Lehr, Rösicke u. s. w. Arm in Arm mit Bebel, Singer und Auer zum Angriff auf den Grafen Bülow schreiten zu sehen. Erleben werden wir's freilich nicht.

F. E. O.

— Flirt. — „Sie wenden sich dem Studium der Medizin zu?" — „Ja!" — „Da werden Ihnen Ihre männlichen Patienten aber nicht gesund werden!" — „Ich bitte recht sehr." — „Ja, weil sie nicht aus Ihrer Behandlung heraus wollen!"

Kriegschirurgische Erfahrungen aus dem südafrikanischen Krieg.

In Tübingen ist vor Kurzem eine Schrift des gegenwärtig als Chefarzt in Tsingtau weilenden Professors der Chirurgie an der Tübinger Universität, Dr. Herm. Küttner, über seine kriegschirurgischen Erfahrungen aus dem Boerenkrieg erschienen. Interessant ist gleich zu Anfang der Schrift, was Dr. Küttner, der während der schweren Gefechte von Jacobsdal und Pardeberg gewissermaßen mit im Feuer war, als unparteiischer Beobachter über die im südafrikanischen Kriege verwendeten Projektile sagt. Nach den von ihm gesammelten Erfahrungen bildeten die Regel auf beiden Seiten durchaus die Vollmantel-Geschosse, ebenso sicher ist aber auch, daß allermodernste Geschosse mit durchbrochenem Mantel, wenn auch nur ausnahmsweise, benutzt worden sind.

Dr. Küttner bringt in seinem Buche Abbildungen einer Serie derartiger Lee-Metford-Projektile, die aus Südafrika stammen, und zwar 1) das bekannte Bleispitzen- oder Dum-Dum-Geschoß, 2) das Hohlspitzengeschoß, 3) Jeffrey's Sporting Bullet, bei welchem die Spitze fehlt und der Mantel seitliche Einschnitte trägt, 4) eine Art Hohlspitzengeschoß, in welchem vorn ein Kupferhütchen eingelassen ist. Die Boeren verwandten ebenfalls, wenn auch nur recht selten, "expanding bullets," und zwar verschossen sie in der Hauptsache die den Engländern abgenommene Munition aus ebenfalls erbeuteten Gewehren. Ausnahmsweise benutzten sie auch Mausergeschosse, deren Spitze sie abfeilten oder kreuzweise einsägten oder ganz abtrugen. „Wer," so fragt Dr. Küttner, „sollte es ihnen verübeln? Böses Beispiel verdirbt gute Sitte. Von den Boerenregierungen wurde, das weiß ich, da ich die Munitionsvorräthe gesehen habe, ganz bestimmt, kein in diese Kategorie gehöriges Geschoß ausgegeben."

Entsprechend der sehr spärlichen Verwendung dieser Projektile kamen auch nur höchst selten Verletzungen durch sie zur Beobachtung. Die Wunden, die Dr. Küttner auf englischer wie auf boerischer Seite als durch Dum-Dum-Geschosse hervorgerufen gezeigt worden sind, waren einfach auf Nachschüsse und Aufschläger zu beziehen. Unter den verwendeten Artillerie-Waffen hält Küttner ein in der Boerenarmee eingeführtes Nordenfeld-Maximgeschütz, das kleine Granaten von 3.7 Zentimeter Kaliber wirft, und das besonders in der Schlacht am Spionkop furchtbare Verwüstungen unter den Engländern anrichtete, für eine der wirksamsten Artillerie-Waffen.

Ueber das primäre Verhalten der Verwundeten gleich nach der Verwundung macht Küttner folgende Mittheilungen: „Man sieht mitunter Verwundete mit sehr schweren Verletzungen allein zur Ambulanz gehen oder reiten; ein Boer mit einer Diaphysenfraktur des Oberarms, einem Lungen- und Nierenschuß ging einige hundert Meter zu seinem Pferd und ritt noch 1 Kilometer zum Verbandsplatz; Leute mit Lungenschüssen kommen hustend und Blut auswerfend daher, ein Boer mit einer weitspritzenden Blutung aus der durchschossenen Brachialis ritt noch 4 Stunden lang; Aehnliches beobachtet man bei Gesichts- und Bauchschüssen. Schädelschüsse machen meist bewußtlos, doch irrte auf dem Schlachtfelde von Magersfontein stundenlang ein Engländer umher, bei dem man, als er näher kam, den Gehirnbrei aus einem Mauser-Ausschuß an der Stirn hervorquellen sah. Wie ein Mann mit einer schweren Splitterfraktur des Oberschenkels noch aufs Pferd kommen und bis zum Verbandsplatz reiten kann, ist eigentlich unverständlich, und doch haben wir diesen Fall bei einem Boeren erlebt. Auf der anderen Seite stürzen Leute mit unbedeutenden Weichtheilschüssen mitunter momentan zusammen und bleiben liegen; die individuelle Nervenstärke spielt hier wohl die ausschlaggebende Rolle. Für das Liegenbleiben kommt außerdem die Gefechtssituation in Betracht. Bei dem ersten Sturm auf Jacobsdahl kamen fast alle verwundeten Boeren, unter ihnen auch einige Schwerverwundete, allein oder geführt aus dem Gefecht in unser Hospital; sie konnten, ohne sich stark zu exponiren, aus der Gefechtslinie zurückgehen. Unter den Engländern fanden wir dagegen auch eine größere Anzahl Leichtverwundeter auf dem Schlachtfelde; sie wären, wenn sie den Versuch gemacht hätten, sich zurückzuziehen, von den sicher treffenden Boeren unfehlbar niedergestreckt worden. Im Uebrigen ist das „lebende Aussehen" der Todten sehr aufgefallen.

Unter den Todesfällen bilden die Schädelschüsse den größten Prozentsatz. „Ihre Häufigkeit hängt von der Gefechtslage ab: liegen die Kämpfenden sich längere Zeit in Deckungen gegenüber, so bietet der Schädel das beste und vielfach das einzige Ziel. Kamen die Engländer wie z. B. bei Magersfontein in große Nähe von Boeren-Verschanzungen, so waren die Schädelschüsse sehr häufig, da der sicher treffende Boer den störenden Feind mit Vorliebe durch einen Kopfschuß unschädlich macht. Ist der Schädel aus großer Nähe getroffen, so findet man bei den Todten die ausgedehntesten Zertrümmerungen. Oft sieht man nur ein kleines harmloses Loch an der Stirn, hebt man aber den Helm des Todten ab, so findet man ihn angefüllt mit einem wüsten Brei blutiger, zertrümmerter mit Knochenstücken untermischter Gehirnmasse." Oder man glaubt, wenn man den Kopf anfaßt, „einen Sack mit Knochenstücken in den Händen zu halten." Uebrigens kommen auch bei Schädelschüssen durch Kleinkaliber-Projektile unerwartet viele Verwundete lebend in die Lazarethe, Behandlung derselben ist man mit nur sehr geringem Erfolge näher getreten.

Von den Brustschüssen stellen die Verletzungen des Herzens nächst den Schädelschüssen die größte Zahl der Todesfälle auf dem Schlachtfeld, dagegen gehören Lungenschüsse zu den günstigsten Verletzungen, welche durch Mantelgeschosse hervorgerufen werden. Jedesmal, wenn Waffen geringeren Kalibers eingeführt worden sind, ist diese Prognose der Lungenwunden aufgefallen. Im Moment der Verletzung fallen viele Verwundete mit Lungenschüssen nicht. Unter Dr. Küttners Patienten sind einige gewesen, die noch 1 bis 2 Kilometer gehen oder reiten konnten. Oft wurde auch von Verwundeten mit 1 oder 2 Lungenschüssen noch weiter gefeuert. Die Prognose der Lungenschüsse ist im Allgemeinen eine sehr günstige, und die weitaus größte Mehrzahl der Verwundeten wird geheilt. Trotzdem darf große Vorsicht nicht außer Acht gelassen werden; denn es können nach anfänglichem günstigem Verlauf sehr schwere Nachblutungen in die Pleurahöhle vorkommen, die den Tod in kurzer Zeit herbeiführen können. Ein junger Boer, den sein Vater 20 Tage nach der Verwundung abholte, wurde nach ¾stündiger Fahrt auf steinigem Wege plötzlich blaß, die betreffende Brusthälfte schwoll nach der Erzählung des Vaters deutlich auf, und in einer Stunde trat der Tod ein.

Die größten Ueberraschungen haben in diesem Kriege die Bauchschüsse gebracht, insofern nämlich, daß viele von ihnen bei konservativer Behandlung, also ohne operativen Eingriff — will sagen: ohne Oeffnung der Bauchhöhle durch Laparotomie — glatt heilten. Auf Grund seiner Erfahrungen spricht Professor Küttner sich überhaupt gegen die Laparotomie im Felde aus, sofern nicht ganz günstige Lazareth-Verhältnisse vorliegen und der Patient nicht innerhalb der ersten 7 Stunden nach leichtem Transport in Behandlung gelangt. Die beweglichen Feldlazarethe erscheinen ihm hierzu nicht als der geeignete Platz. In Südafrika haben englische Chirurgen im Feldlazareth laparotomirt, aber ihre Erfahrungen sind für Operateur wie für die Operirten gleich unerfreulich gewesen. Treves erzählt, daß bei einer solchen Operation die hervorgezogenen Därme sofort schwarz von Fliegen gewesen seien, daß der berüchtigte, durch alle Fugen dringende Sandsturm den Sand in die Bauchhöhle getrieben habe; dazu komme der Mangel eines brauchbaren Wassers u. s. w.

Diese, wie alle übrigen Schußverletzungen, sowie der Unterschied in der Wirkung der verschiedenen Geschosse sind in der Küttner'schen Schrift eingehend behandelt, wie überhaupt der Bericht über die Wirkung der modernen Mantelgeschosse den Haupttheil der Arbeit bildet. Was dem Buche noch besonderes Interesse verleiht, das sind die Abbildungen und insbesondere dreizehn vorzüglich ausgeführte Tafeln mit Röntgen-Bildern. Bezüglich der Verwendung des Röntgen-Apparates im Felde gelangt Professor Küttner zu dem Schlusse: „Es geht im modernen Krieg auch ohne Röntgen-Strahlen, entbehren möchte ich sie jedoch wenigstens im Reserve- und Festungs-Lazareth nur sehr ungern. Ich bleibe bei der Auffassung, daß wir in den Röntgen-Strahlen ein Hilfsmittel besitzen, welches für gewisse Fälle im Kriege so werthvolle Dienste zu leisten vermag, daß die Verwundeten ein unbedingtes Recht auf seine Verwendung haben."

Heimkehrende Studenten

in den Feiertags-Ferien, können, auf Vorzeigung der richtigen Papiere, Tickets via der Nickel Plate-Bahn nach allen Punkten im Central Passenger Association-Territorium gelegen, zu einem und einem Drittel Fahrpreis für die Rundfahrt erhalten. Tickets werden verkauft am Tage wo die Schule schließt und am Tage vorher; giltig für Rückfahrt bis zum Datum wo die Schule eröffnet wird, aber nicht später wie bis zum 8. Januar 1901.

Wegen Einzelheiten über Zug-Dienst nach Ft. Wayne, Cleveland, Fostoria, Erie und anderen Punkten sprecht vor oder schreibt an John Y. Callahan, General-Agent, 111 Adams Str., Chicago Passagier-Station, Van Buren Str. und Pacific Ave., an der Hochbahn-Schleife. 3dz,mo—31dz

Leset die „Sonntagpost".